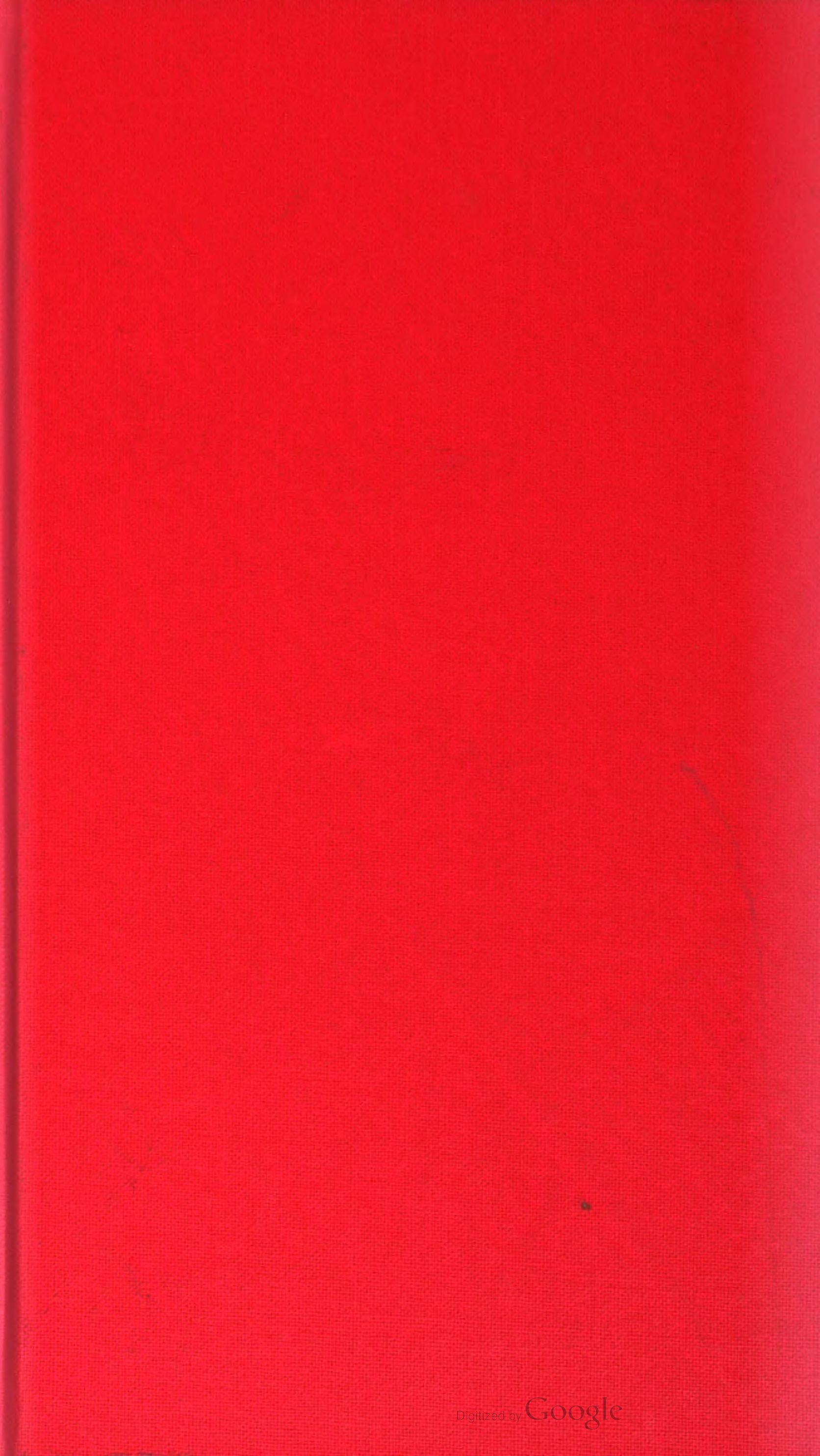
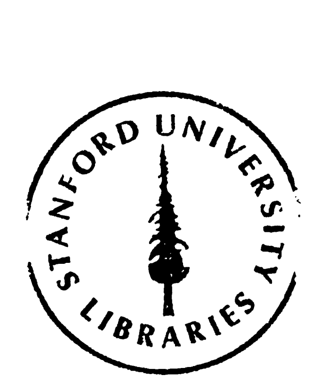








INSEL-ALMANACH

INSEL-ALMANACH AUF DAS JAHR 1933



ZU LEIPZIG IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

Unsre Tage sind zu dunkel, um nicht eine neue Sonne zu verheißen. Auf diese Sonne warte ich.

Paul de Lagarde

MÄRZ		FEBRUAR		MÄRZ	
1	NEUJAHR	1	MITTWOCH	1	ASCHERMITT.
2	MONTAG	2	DONNERSTAG	2	DONNERSTAG
3	DIENSTAG	3	FREITAG	3	FREITAG
4	MITTWOCH	4	SONNABEND	4	SONNABEND
5	DONNERSTAG	5	5. SONNT. N. EP.	5	INVOCAVIT
6	EPIPHANIAS	6	MONTAG	6	MONTAG
7	SONNABEND	7	DIENSTAG	7	DIENSTAG
8	1. SONNT. N. EP.	8	MITTWOCH	8	MITTWOCH
9	MONTAG	9	DONNERSTAG	9	DONNERSTAG
10	DIENSTAG	10	FREITAG	10	FREITAG
11	MITTWOCH	11	SONNABEND	11	SONNABEND
12	DONNERSTAG	12	SEPTUAGESIM.	12	REMINISCERE
13	FREITAG	13	MONTAG	13	MONTAG
14	SONNABEND	14	DIENSTAG	14	DIENSTAG
15	2. SONNT. N. EP.	15	MITTWOCH	15	MITTWOCH
16	MONTAG	16	DONNERSTAG	16	DONNERSTAG
17	DIENSTAG	17	FREITAG	17	FREITAG
18	MITTWOCH	18	SONNABEND	18	SONNABEND
19	DONNERSTAG	19	SEXAGESIMA	19	OCULI
20	FREITAG	20	MONTAG	20	MONTAG
21	SONNABEND	21	DIENSTAG	21	DIENSTAG
22	3. SONNT. N. EP.	22	MITTWOCH	22	MITTWOCH
23	MONTAG	23	DONNERSTAG	23	DONNERSTAG
24	DIENSTAG	24	FREITAG	24	FREITAG
25	MITTWOCH	25	SONNABEND	25	SONNABEND
26	DONNERSTAG	26	ESTOMIHI	26	LAETARE
27	FREITAG	27	MONTAG	27	MONTAG
28	SONNABEND	28	FASTNACHT	28	DIENSTAG
29	4. SONNT. N. EP.			29	MITTWOCH
30	MONTAG			30	DONNERSTAG
31	DIENSTAG			31	FREITAG

APRIL		MAI		JUNI	
1	SONNABEND	1	MONTAG	1	DONNERSTAG
2	JUDICA	2	DIENSTAG	2	FREITAG
3	MONTAG	3	MITTWOCH	3	SONNABEND
4	DIENSTAG	4	DONNERSTAG	4	PFINGSTSONN.
5	MITTWOCH	5	FREITAG	5	PFINGSTMONT.
6	DONNERSTAG	6	SONNABEND	6	DIENSTAG
7	FREITAG	7	JUBILATE	7	MITTWOCH
8	SONNABEND	8	MONTAG	8	DONNERSTAG
9	PALMARUM	9	DIENSTAG	9	FREITAG
10	MONTAG	10	MITTWOCH	10	SONNABEND
11	DIENSTAG	11	DONNERSTAG	11	TRINITATIS
12	MITTWOCH	12	FREITAG	12	MONTAG
13	GRÜNDONN.	13	SONNABEND	13	DIENSTAG
14	KARFREITAG	14	CANTATE	14	MITTWOCH
15	SONNABEND	15	MONTAG	15	DONNERSTAG
16	OSTERSONNT.	16	DIENSTAG	16	FREITAG
17	OSTERMONT.	17	MITTWOCH	17	SONNABEND
18	DIENSTAG	18	DONNERSTAG	18	1. SONNT. N.TR.
19	MITTWOCH	19	FREITAG	19	MONTAG
20	DONNERSTAG	20	SONNABEND	20	DIENSTAG
21	FREITAG	21	ROGATE	21	MITTWOCH
22	SONNABEND	22	MONTAG	22	DONNERSTAG
23	QUASIMODOG.	23	DIENSTAG	23	FREITAG
24	MONTAG	24	MITTWOCH	24	SONNABEND
25	DIENSTAG	25	HIMMELFAHRT	25	2. SONNT. N.TR.
26	MITTWOCH	26	FREITAG	26	MONTAG
27	DONNERSTAG	27	SONNABEND	27	DIENSTAG
28	FREITAG	28	EXAUDI	28	MITTWOCH
29	SONNABEND	29	MONTAG	29	DONNERSTAG
30	MIS. DOMINI	30	DIENSTAG	30	FREITAG
		31	MITTWOCH		

JULI

1	SONNABEND
2	3. SONNT. N.TR.
3	MONTAG
4	DIENSTAG
5	MITTWOCH
6	DONNERSTAG
7	FREITAG
8	SONNABEND
9	4. SONNT. N.TR.
10	MONTAG
11	DIENSTAG
12	MITTWOCH
13	DONNERSTAG
14	FREITAG
15	SONNABEND
16	5. SONNT. N.TR.
17	MONTAG
18	DIENSTAG
19	MITTWOCH
20	DONNERSTAG
21	FREITAG
22	SONNABEND
23	6. SONNT. N.TR.
24	MONTAG
25	DIENSTAG
26	MITTWOCH
27	DONNERSTAG
28	FREITAG
29	SONNABEND
30	7. SONNT. N.TR.
31	MONTAG

MÄRZ

1	DIENSTAG
2	MITTWOCH
3	DONNERSTAG
4	FREITAG
5	SONNABEND
6	8. SONNT. N.TR.
7	MONTAG
8	DIENSTAG
9	MITTWOCH
10	DONNERSTAG
11	FREITAG
12	SONNABEND
13	9. SONNT. N.TR.
14	MONTAG
15	DIENSTAG
16	MITTWOCH
17	DONNERSTAG
18	FREITAG
19	SONNABEND
20	10. SONN. N. TR.
21	MONTAG
22	DIENSTAG
23	MITTWOCH
24	DONNERSTAG
25	FREITAG
26	SONNABEND
27	11. SONN. N. TR.
28	MONTAG
29	DIENSTAG
30	MITTWOCH
31	DONNERSTAG

MÄRZ

1	FREITAG
2	SONNABEND
3	12. SONN. N. TR.
4	MONTAG
5	DIENSTAG
6	MITTWOCH
7	DONNERSTAG
8	FREITAG
9	SONNABEND
10	13. SONN. N. TR.
11	MONTAG
12	DIENSTAG
13	MITTWOCH
14	DONNERSTAG
15	FREITAG
16	SONNABEND
17	14. SONN. N. TR.
18	MONTAG
19	DIENSTAG
20	MITTWOCH
21	DONNERSTAG
22	FREITAG
23	SONNABEND
24	15. SONN. N. TR.
25	MONTAG
26	DIENSTAG
27	MITTWOCH
28	DONNERSTAG
29	FREITAG
30	SONNABEND

OKTOBER		MÄRZ		DECEMB	
1	16. SONN. N. TR.	1	MITTWOCH	1	FREITAG
2	MONTAG	2	DONNERSTAG	2	SONNABEND
3	DIENSTAG	3	FREITAG	3	1. ADVENT
4	MITTWOCH	4	SONNABEND	4	MONTAG
5	DONNERSTAG	5	21. SONN. N. TR.	5	DIENSTAG
6	FREITAG	6	MONTAG	6	MITTWOCH
7	SONNABEND	7	DIENSTAG	7	DONNERSTAG
8	17. SONN. N. TR.	8	MITTWOCH	8	FREITAG
9	MONTAG	9	DONNERSTAG	9	SONNABEND
10	DIENSTAG	10	FREITAG	10	2. ADVENT
11	MITTWOCH	11	SONNABEND	11	MONTAG
12	DONNERSTAG	12	22. SONN. N. TR.	12	DIENSTAG
13	FREITAG	13	MONTAG	13	MITTWOCH
14	SONNABEND	14	DIENSTAG	14	DONNERSTAG
15	18. SONN. N. TR.	15	MITTWOCH	15	FREITAG
16	MONTAG	16	DONNERSTAG	16	SONNABEND
17	DIENSTAG	17	FREITAG	17	3. ADVENT
18	MITTWOCH	18	SONNABEND	18	MONTAG
19	DONNERSTAG	19	23. SONN. N. TR.	19	DIENSTAG
20	FREITAG	20	MONTAG	20	MITTWOCH
21	SONNABEND	21	DIENSTAG	21	DONNERSTAG
22	19. SONN. N. TR.	22	BUSSTAG	22	FREITAG
23	MONTAG	23	DONNERSTAG	23	SONNABEND
24	DIENSTAG	24	FREITAG	24	4. ADVENT
25	MITTWOCH	25	SONNABEND	25	WEIHNACHTEN
26	DONNERSTAG	26	TOTENFEST	26	2. WEIHN. TAG
27	FREITAG	27	MONTAG	27	MITTWOCH
28	SONNABEND	28	DIENSTAG	28	DONNERSTAG
29	20. SONN. N. TR.	29	MITTWOCH	29	FREITAG
30	MONTAG	30	DONNERSTAG	30	SONNABEND
31	REFORMAT.			31	SONNT. N. W.

FELIX TIMMERMANS / DER GÖTTLICHE KEHRREIM

In einer wüsten Höhle, oben auf einem felsigen Berg, neben einem fürchterlichen Bergstrom, hält sich Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio auf, um die Regel neu zu schreiben. Das war ganz plötzlich gekommen. Nachdem er noch einen Sommer und einen Winter lang traurig umhergeirrt, war er wieder in Portiunkula gelandet, wo er, ständig betend, heftige Schmerzen litt. Er hatte einen sonderbaren Traum: Soweit man sehen konnte, war das ganze Land voll hungernder Brüder. Um jeden zu sättigen, sammelte er Brotkrumen auf der Erde und gab jedem eine. Wie könnte man aber davon satt werden? Er war ganz verzweifelt. Da sprach die himmlische Stimme seiner Träume: „Mache aus allen Krumen eine Hostie und gib jedem davon, der danach verlangt." Er machte eine Hostie, und jeder, der davon aß, wurde ordentlich satt. Wer nichts nehmen wollte oder sie wieder ausspie, bekam plötzlich den Aussatz. Am nächsten Tage wurde ihm der Sinn dieses Gesichtes, dieses Traumes klar. Die Krumen sind die Worte des Evangeliums, die Hostie ist die Regel, der Aussatz die Sünde. Mache eine Hostie daraus, schreibe die Regel neu. Wenn Gott spricht, ist er nicht mehr zu halten. Sofort machte er sich mit den beiden Brüdern auf in die Felsen von Fontecolombo. Er ist still in sich gekehrt, ernst und entschlossen. „Du und ich", spricht er zu Gott. Zwischen ihm und Gott, dem ewigen Gott, der sich im Licht der Milliarden Sterne verbirgt, wird die Regel geschrieben werden. Franziskus nimmt

es nicht leicht. In der Tiefe dieser Höhle liegt er flach am Boden und lauscht mit der Seele auf das, was Gott ihm in der Einsamkeit eingeben wird. Dem Ausgang näher steht Bruder Bonizio und lauscht. Leo hat das Pergament auf einen Stein gelegt und schreibt, was Bonizio dem Franziskus nachspricht. So dringt die neue Regel aus dem Dunkel an das Licht des Tages. Alle drei warten, der eine auf Gott, der zweite auf Franziskus, der dritte auf Bonizio. Ab und zu nur ein Satz; stunden- und tagelang herrscht Stille. Nachts herrscht die Ruhe des Schlafes. Nachts legen wohltätige Leute aus den einsamen Tälern das Essen vorsichtig vor der Höhle nieder. So wird die Regel neu geschrieben, und wieder lautet wie in der alten Regel der göttliche Kehrreim der Armut: Auf ihrer Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot ... Das ist der Kern, die Seele, das Rückgrat der Regel. Tage und Nächte gehen vorüber in Einsamkeit und Stille. Steinerne Einsamkeit, endlose Stille, die ewig und dunkel vom Dröhnen des Bergstromes durchbraust wird. Gewitterwolken und Blitze ziehen vorüber, die Welt rauscht im Regen, die Felsen heulen im Orkan. Dann wieder strahlt über allem die sengende Sonne. Geheimnisvoll rauscht der große Geist über die Seele des Franziskus.

Als sie nach Portiunkula zurückkehren, die Augen leuchtend von einem seltsamen Feuer, kommt Elias ihnen entgegengelaufen, um Franziskus die Füße zu waschen, und setzt ihm sofort einen Honigbrei vor. Elias ist stets wie eine Mutter für das leibliche Wohl des Franziskus besorgt. Wäre er nur ebenso um seine seelische Not besorgt! Franziskus beeilte sich, ihm die neue Regel zu geben. Er überrreichte ihm die kleinen Pergamentrollen mit der heiligen Ehrfurcht, mit der etwa der Engel Gabriel Maria die frohe Botschaft brachte.

„Gut, gut, ich werde sie einmal lesen und mit den Oberen darüber sprechen.“ Er schob das heilige Pergament achtlos zwischen seine Lendenschnur. „Das ist die Regel, wie Gott sie mir diktiert hat“, mahnte Franziskus. Elias zeigte nur sein langweiliges Lächeln. „Komm,“ sagte er, „nun schnell die Salbe an deine Augen, die köstliche Salbe, die ich selbst für dich zubereitet habe. Deine Augen sind wie frische Wunden.“ Die Augen waren für ihn wichtig, die Regel nicht. Franziskus wehrte ab. „Ich will“, sprach Elias, „im Namen des Heiligen Gehorsams, daß du die Augen mit dieser Salbe einreiben läßt.“ Er ließ es geschehen. „Guter Elias“, sagte Franziskus.

Die Tage gingen vorüber voll Sonne, die Nächte voll Mondschein oder Sternenglanz. Licht bei Tag und Licht bei Nacht. Franziskus lechzte nach Licht, dem Symbol Gottes. Aber seine kranken Augen konnten die Sonne nicht ertragen. Er hatte ständig die Kapuze tief über den Kopf gezogen und hielt dann noch die Hand vor die Augen. Erst wenn die Sonne untergegangen war, konnten seine blutenden Augen sehen, im Dämmerlicht des sterbenden Tages, im Licht des Mondes oder der Sterne. Er wanderte nachts durch den Wald, in dem die Stille glänzte. Er streichelte einen Baum, den ein Mondstrahl traf, und bückte sich über die weißen Blumen, die im Mondlicht zu schlafen schienen. „Bruder Mond“, flüsterte er voll Bewunderung. Er betrachtete seine vom Mond beschienenen Hände, kniete im Gras nieder und sagte: „Hab Dank, o Herr, für unseren Bruder, den Mond, der uns im Dunkeln leuchtet.“ Er hörte die Grillen, sah die Kaninchen durch den Wald huschen und einen Frosch, der in einem Wassertümpel quakte. Er fühlte das geheimnisvolle Wachsen der Dinge. Und wenn im Osten die Sonne mit himmlischer Farbenpracht wieder aufstieg, dann zog er die Kapuze über den Kopf und hob die Hand vor die

Augen. „Hab Dank, o Herr, für unsere Schwester, die Sonne, die ich nie mehr sehen werde, aber das macht nichts, denn Du hast sie nicht für mich allein gemacht.“

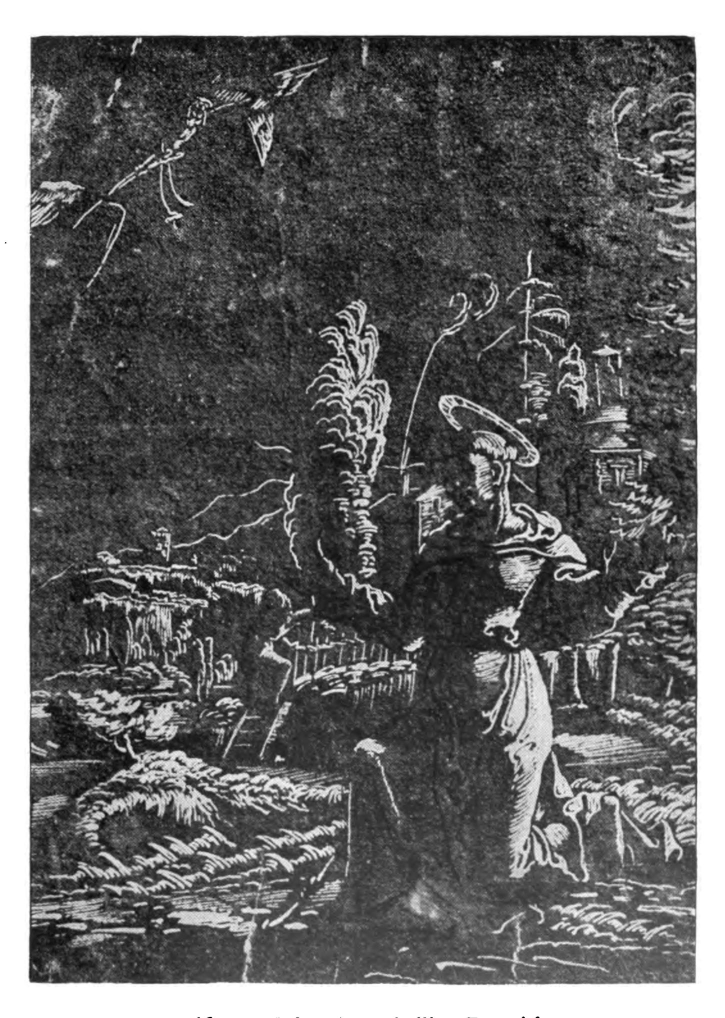
Elias bringt ihm wieder etwas, frische, selbstgepflückte Beeren in einer hölzernen Schale. Elias tut alles für ihn. Franziskus wartet schon lange auf Nachricht über die Regel. Er hat gemeint, daß Elias begeistert zu ihm gelaufen käme, rufend: „Wir wollen Gott für diese Regel danken!“ Elias sagte nichts. Elias brachte Essen, stärkende Kost, Obst, Salbe und Medizin für die Milz, für den Magen und die Leber. Franziskus wartete. Aber über die Regel fiel kein Wort. Plötzlich greift er Elias beim Arm: „Wie gefällt dir die Regel, Vater Elias?“ „Die Oberen, mit denen ich darüber habe sprechen können, finden sie nicht gut; es ist immer dasselbe mit anderen Worten.“ „Nicht gut? Und sie stammt von Gott selbst! In der dunkeln Höhle hat Er sie mir diktiert! Elias, gib mir die Regel! Zeige mir einen einzigen Satz, der nicht von Gott stammt!“ Elias blickte ihn mit seinem unheimlichen Lächeln an. „Was gibt es?“ schrie Franziskus, immer lauter werdend. Elias liebte keinen Lärm. „Franziskus, bester Bruder, ich hätte es dir schon längst sagen sollen ... Ich wagte es nicht, um deine Gesundheit zu schonen ...“ Er hatte nicht den Mut, Franziskus anzusehen. Die Beeren fielen aus der Schale. „Die Regel ist . . . verloren gegangen; durch irgendeine Achtlosigkeit verloren. Ich weiß nicht wie, weiß nicht ...“ „Ah!“ schrie Franziskus. Seine purpurblauen Lippen öffneten sich, aber er brachte kein Wort heraus. Elias blickte flüchtig auf und sah die großen blutigen Augen des Franziskus, schwärendes Fleisch. Er sah keine Anklage, keinen Vorwurf darin, nur endlosen Schmerz. Er ließ die Schale fallen. Da sank Franziskus vornüber. Bruder Leo konnte ihn gerade noch auffangen. „Essig, Essig!“ rief Elias, „Bruder Franziskus fällt in Ohnmacht!“ Weil es nicht

schnell genug ging, lief er selbst danach. Bruder Ginepro brachte den Essig, aber Elias ließ sich nicht mehr sehen.

Wieder sitzt Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio in der Höhle von Fontecolombo, um die Regel von neuem zu schreiben. Sie haben sich hierher geflüchtet, ohne daß jemand davon weiß. Franziskus bittet Gott nicht, ihm ein zweites Mal zu diktieren. Das wäre ehrfurchtslos. Es wird auch so gehen. Sie sind zu dritt, und was der eine nicht mehr weiß, das weiß der andere. Ein Lied, das so tief das Herz ergriffen hat, vergißt man nicht. Sie sitzen zu dritt beisammen, und Bruder Leo schreibt. Hie und da hapert es, eine Lücke. Dann sitzen sie stundenlang, in tiefes Nachdenken versunken, oder beten; Strich für Strich wird die verlorene Regel wieder zusammengesucht, wie man eine zerrissene Perlenschnur mühsam wieder aneinander reiht. Inzwischen wurde es Winter. Der Oktober brachte Regen, Nebel und bösen Wind. Der Bergstrom schwoll mächtig an, so daß der Felsen unter seiner Gewalt zu beben schien. Nachts heulte der Wind über die Bergkuppen und zersplitterte die Bäume. Eines Tages, als die ganze Welt in einem dichten Nebel zu ertrinken schien, saßen sie wieder am Eingang der Höhle bei der Arbeit. Plötzlich und unerwartet tauchten wie gespenstische Tiere aus dem Nebel eine ganze Reihe Brüder vor ihnen auf. Sie schüttelten die Kapuzen vom Kopf. Es waren die Oberen, Elias voran. Wie Wölfe standen sie da und sperrten den Eingang. Franziskus sprang auf: „Was wollt ihr hier?" Elias tat einen Schritt vorwärts und blickte gebietend auf ihn herab. „Endlich haben wir dich gefunden! Was wir vermuteten, ist richtig. Du schreibst die verlorene Regel neu, und ich sage dir, im Namen der Oberen und Tausenden von Mönchen, daß wir nicht nach dieser Regel leben wollen. Eine solche Regel kannst du für dich allein schreiben, nicht

für uns.“ Von Entrüstung geschüttelt und mit heftigen Gebärden schreit Franziskus ihm ins lächelnde Gesicht: „Diese Regel stammt von Gott; nichts darin ist von mir, alles von Ihm. Und Er will, daß sie buchstäblich nachgelebt wird, buchstäblich, ohne Deutelei, ohne Deutelei! Und wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt!“ Er zitterte am ganzen Körper und hob sich auf die Zehen. Seine blutigen, fürchterlichen Augen blickten einem nach dem anderen ins Gesicht. Wie das Gras unter der Sichel fällt, schlugen sie die Augen nieder unter der Feuerkraft dieses Blickes, der keinen Teufel fürchtete. Elias machte eine Bewegung, er wollte etwas sagen. Aber wie gestochen sprang Franziskus auf ihn zu, schwenkte die Arme und schrie von neuem: „Keine Deutelei, keine Deutelei! Wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt.“ Schritt für Schritt kam er drohend auf sie zu, und unter dem Zwang seines Willens, der aus seinen roten Augen glühte, wichen sie zurück. „Kommt“, sagte Elias zu den Brüdern, drehte sich um und ging. Die anderen folgten ihm, und plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie im Nebel. Wie der Wächter Gottes stand Franziskus da, grollend von einem inneren dunklen Feuer. „Der heilige Engel Michael“, flüsterte Leo.

Franziskus ging dann mit seiner Regel selbst nach Rom. Sie waren zu dritt: er, Leo und ein Lamm, das sie unterwegs gefunden hatten. Das Tierchen hatte sich verirrt, und Bruder Leo trug es wie ein Kind auf dem Arm. Franziskus trug es auch ab und zu, aber er wurde zu schnell müde. „Ach, Lämmlein, liebes Schwesterchen,“ sagte er und streichelte seine seidigen Locken, „ich werde dich irgendwo hinbringen, wo man dich liebhaben wird.“ Unterwegs erbettelten sie Milch für das Lamm, und in Rom brachten sie es zu Bruder Jakoba, die sich sehr darüber freute und ver-



Wolfgang Huber / Der heilige Franziskus

Zeichnung

sprach, aus seiner Wolle für Franziskus eine Kutte zu spinnen. Er aß wieder von ihren guten Mandelküchlein und las mit nassem Finger jedes Krümchen auf, so schmeckten sie ihm. Am nächsten Tage übernachtete er im Hause des Kardinals. Als die Zeit zum Abendessen kam, war die Tafel schön gedeckt, und verschiedene Adlige und hohe Persönlichkeiten waren erschienen, um Franziskus zu hören. Er war nicht zu finden, und so mußten sie ohne ihn zu Tisch gehen. Plötzlich kam er hereingehumpelt, einen nur wenig gefüllten Beutel auf dem Rücken. Er setzte sich auf seinen Platz neben dem Kardinal und leerte den Beutel auf seinen Teller: altes Brot, Krusten und vertrocknete Butterbrote. Er hatte schnell von Tür zu Tür etwas zusammengebettelt. Er machte ein Kreuz darüber und lief dann froh und munter um den Tisch. „Liebesbrot", sagte er und legte auf jeden Teller ein Stück. Er kehrte auf seinen Platz zurück und fing an zu essen, als ob es die herrlichsten Dinge wären. Die hohen Herren sahen einander an und wußten nicht recht, was sie tun sollten. Einige empfanden es als ein gewaltiges Glück, solches Brot zu bekommen, und aßen es mit großer Ehrfurcht; andere hoben es wie eine Reliquie auf, und die, die sich davor ekelten, hoben es ebenfalls auf, aber sie taten wenigstens so, als wäre es eine Reliquie. Während der Mahlzeit sprach Franziskus über die Engel, deren einzige Aufgabe es sei, Gott zu loben, und meinte, daß dies auch unser Ziel sein müsse. Nach dem Essen nahm Monseigneur ihn zur Seite. „Bruder," sagte er, „warum hast du mir diese Schande angetan?" „Ich habe Euch eine große Ehre angetan", antwortete Franziskus. „Ich habe das Brot der Engel auf Euren Tisch gebracht, denn erbetteltes Brot ist Engelsbrot."

Einige Tage später begann Franziskus mit Monseigneur die Regel durchzusehen. Es war ein großer Kampf zwischen

diesen beiden, der schwerste Kampf, den Franziskus in seinem Leben zu bestehen hatte. Sterben wäre im Vergleich dazu leicht zu nennen. Monseigneur ist ein kluger Mann. „Die Welt bleibt nicht, wie sie ist,“ sagt er, „alles ändert sich: Sitten, Gebräuche und Königreiche. Aber die Kirche bleibt über allem wie ein Licht in der Nacht, und deine Regel muß die Lampe sein, die die Kirche von innen erleuchtet. Aber dazu ist sie so nicht geeignet. Dann mußt du erst dich selbst vergessen, dich, diese Zeit, mich und alles. Sie muß für alle Zeiten gelten.“ „Gott hat sie mir so diktiert und will, daß ihr buchstäblich nachgelebt wird, ohne Deutelei. Das hat Gott selbst mir so gesagt.“ „Gerade weil Gott aus ihr spricht, sonst machte ich keinen Federstrich daran.“ Monseigneur legt die Feder weg. „Aber die Form ist nicht gut.“ „Das sind nur Worte, Monseigneur. Gott hat sie mir so diktiert.“ „Worte sind die Muscheln der Wahrheit. Wenn Gott zwei Menschen dasselbe eingibt, werden sie es doch anders niederschreiben, obwohl der Geist derselbe bleibt. Diese Form ist nicht richtig, nicht richtig für die Zukunft. Und darauf kommt es an. Deine Bruderschaft muß eine Stütze der Kirche bleiben. Das muß und das wird sie! Das kann nur durch eine feste, klare Regel geschehen. Es ist zum Beispiel verkehrt, in der Regel zu schreiben, daß die Brüder überall, wo sie das Allerheiligste Sakrament in einem verwahrlosten Tabernakel antreffen, die Priester ermahnen sollen. Das ist nicht richtig, weil es zwischen Geistlichen und Brüdern Zank und Streit hervorrufen muß. Wenn ein Bruder so etwas bemerkt, wird er von selbst darauf hinweisen, aber man soll es nicht in der Regel schreiben, damit kein Mißbrauch damit getrieben wird. Ist es nicht so?“ Franziskus schwieg. Monseigneur strich den Satz über das Allerheiligste Sakrament durch. „Das Noviziat ist Pflicht, du weißt, warum.“ „Hat der Heiland seinen Jüngern ein Noviziat auferlegt?“ „Die Kirche tauft jeden, der zu ihr

kommen will, selbst die größten Heiden. Eine Bruderschaft ist etwas anderes." Stille. Monseigneur ergriff die Feder und schrieb etwas über das Noviziat. So wurde jeder Punkt durchgesprochen und festgelegt. Aber der heftigste Kampf entstand um den Kehrreim des Evangeliums: Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot . . . Darüber wurde eine regelrechte Schlacht geschlagen zwischen ihm und Monseigneur. „Ein Minderbruder darf nichts bei sich haben als seine Harfe," sagte Franziskus, „das heißt seine Seele, mit der er ununterbrochen Gott lobt." „Ganz meine Meinung," rief Monseigneur heftig, „aber nicht jeder kann das. Ein Mensch ist nicht wie der andere." „Mögen sie sich dann einen anderen Orden auswählen", schrie Franziskus ebenso heftig, „und nicht unsere Bruderschaft beschmutzen!" „So ist es! Deshalb habe ich so sehr auf dem Noviziat bestanden, damit die neuen Brüder richtig geprüft werden können. Deine Bruderschaft muß auch jeden aufnehmen, der sich dazu gerufen fühlt." „Mögen sie ruhig kommen, dazu ist kein Noviziat erforderlich! Die schlechten werden von selbst wieder abfallen." So wurde tagelang hin und her gestritten. Franziskus wollte auf den Kehrreim nicht verzichten. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" rief er, „darauf ist die ganze Bruderschaft aufgebaut. Das ist die Seele, das Licht! Nehmt es hinweg, und die Bruderschaft hat keinen Sinn mehr." „Ich nehme es nicht hinweg, ich sage es nur anders. Ich sage es so, daß Bruder Antonius auf seinen Predigerfahrten die Bücher mitnehmen kann, in denen er die nötige Erleuchtung findet, um die Ketzer zu bekehren. Der Besitz an sich hat wenig zu sagen, wenn die Seele ihm nicht versklavt ist." „Wer in Üppigkeit lebt, richtet sein Leben danach ein." „Das Verlangen nach Üppigkeit kann auch in der Armut vorhanden sein. Ach, Bruder Franziskus, wenn wir nun schreiben: die Brüder dürfen kein persönliches Eigentum

besitzen, kein Haus, keine Zelle, kein einziges Ding, als Pilger auf dieser Welt dienen sie dem Herrn in Armut und Demut; wenn wir schreiben, daß sie mit Vertrauen und ohne Scham Almosen einsammeln dürfen, daß darin der Adel der höchsten Armut bestehe; daß die Brüder sich mit ärmlichen, geflickten Kleidern zufrieden geben sollen und kein Geld annehmen dürfen; wenn wir schreiben, daß sie überall, wo sie hinkommen, sprechen sollen: ‚Friede sei mit diesem Hause', daß sie stets freundlich und demütig sein sollen; wenn wir schreiben, daß die Brüder nicht nach Gelehrtheit streben und stets für ihre Feinde beten sollen, ist das nicht nach dem Evangelium? Ist darin nicht alles enthalten?" Die Hände Monseigneurs zitterten, er bebte am ganzen Körper. Franziskus sagte ruhig: „Gott hat mir die alte Regel diktiert." „Der Papst ist Gottes Stellvertreter." „Der Papst sei gesegnet!" „Dann höre auch auf ihn." „Der Papst kann uns das Evangelium nicht verweigern." Monseigneur war ratlos und enttäuscht. „Ich höre jetzt auf", rief er. „Das dauert nun schon Jahre. Einmal muß Schluß sein! Mach, was du willst, leb nach dem Evangelium. Das behaupten auch die Ketzer, sie führen stets das Evangelium im Munde. Bevor ein Jahr vorüber ist, wird deine Bruderschaft ein Nest von Ketzereien sein!" „Wir wollen beten," sagte Franziskus, „daß es nicht so sein möge." „Entweder du glaubst an die göttliche Weisheit der Kirche oder nicht. Im ersten Fall mußt du auch auf sie hören, im zweiten Fall bist du hier nicht am Platze. Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich! Dann haben wir einander nichts mehr zu sagen." Da weinte Franziskus schluchzend und fragte wie ein Kind: „Warum kann die Kirche die Regel nicht annehmen, wie Gott sie mir diktiert hat?" „Weil die Kirche in ihrer Weisheit die Person von dem Gesetz zu unterscheiden hat." Monseigneur nahm Franziskus bei der Hand: „Bruder, es ist genau dasselbe, nur ein wenig einfacher und sachlicher ausgedrückt.

Bruder, willst du wegen einer persönlichen Auffassung über die Form deinen Orden zugrunde gehen lassen? Denk an die Tausende von Brüdern, wie uneinig sie auch sind! Alle sind doch mit gutem Willen gekommen, nicht wahr? Bring sie wieder zusammen! Denke an die Brüder, die noch hinzukommen, wenn wir schon lange tot sein werden, denk an die kommenden Jahrhunderte, sei du das Zeichen der Versöhnung." Monseigneur hielt noch immer seine Hand fest. Franziskus machte sich frei und kniete nieder. Unbeweglich wie ein Bildwerk saß er da, die schwärenden Augen geschlossen. Er lauschte nach innen, auf die Stimme Gottes in seinem Herzen. Monseigneur wartete auf seine Antwort, die blaßblauen Augen starr auf ihn gerichtet. Es dauerte lange. Mit zitternden Händen wartete er. Welche Qual für Franziskus! Seine Regel zersplittert, die ihm und seinen Brüdern das Buch ihres Lebens, die Hoffnung der Seligkeit, das Mark des Evangeliums, der Weg des Kreuzes, der Zustand der Vollkommenheit, der Schlüssel zum Paradies und der Vorgeschmack des ewigen Lebens war. Für diese schöne Regel hatte er gelebt und gelitten, von ihr hatten sich die anderen angezogen gefühlt wie die Falter vom Licht. Aus dieser schönen Regel war nun ein Mischmasch geworden. Ihn schauderte. „Für den Frieden unter den Brüdern," flehte Monseigneur, „für den Frieden!" Franziskus öffnete die Augen, und die Hände emporgereckt, rief er: „O Herr, vergib mir meine Schwäche, ich tue es nur um meiner Brüder willen . . ." Monseigneur ging ans Pult und machte einen dicken, schwarzen Strich durch den Kehrreim des Evangeliums: „. . . Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen . . ." Er griff einmal durch seine langen weißen Haare, und ein Schauer lief über sein blasses Gesicht.

Aus dem neuen Buche „Franziskus".

EGON CAESAR CONTE CORTI / EINE RAFFINIERTE SPEKULATION

Am 11. März des Jahres 1837 herrschte in der Stadt Bordeaux große Aufregung. Für diesen Tag war ein sensationeller Prozeß angesetzt. Die wohlhabenden Zwillingsbrüder, Louis und François Blanc, die sich seit einiger Zeit als Bankiers betätigten, waren beschuldigt, sich in ihren Spekulationen durch Betrug und Bestechung unerlaubte Vorteile verschafft zu haben. Man war in der ganzen Stadt um so begieriger, durch den Prozeß Näheres darüber zu hören, als man sich überall erzählte, daß die Art und Weise, wie jene Brüder ihr Geld erworben hätten, besonders schlau und listig gewesen sei.

Die beiden Männer, die da im Mittelpunkt des Interesses standen, stammten aus einfachsten Verhältnissen; sie waren am 12. Dezember 1806 als nachgeborene Söhne des kleinen, unbemittelten Steuereinnehmers Claude Blanc und seiner Witwe Marie-Thérèse Janin in Courthezon nördlich von Avignon in Südfrankreich zur Welt gekommen. Freunde des Vaters, ein Strumpfwirker und ein Schuhmacher, waren die Taufpaten der Zwillinge. Sie waren einander lächerlich ähnlich, in der äußeren Gestalt wie in Charakter und Wesen. Ihre Mutter tat alles, um trotz ihren beschränkten Mitteln den aufgeweckten und tatendurstigen Knaben eine möglichst gute Erziehung angedeihen zu lassen. Dann freilich mußte sie die Söhne ihrer eigenen Kraft überlassen und gab ihnen so viel Geld, wie sie konnte, mit auf den Weg, mit dem Wunsche, sie möchten sich, so gut es ginge, durch das Leben schlagen. Die Brüder brannten vor Verlangen, sich eine Stellung in der Welt zu erringen. Abenteuerlustig und unternehmend vagabundierten sie in Frankreich von Stadt zu Stadt und versuchten mit allen Mitteln ihre Lage zu bessern. Sie befaßten sich in Avignon, in Lyon und in Paris

mit den verschiedensten Dingen. Am meisten sagte ihnen aber das Börsen- und Bankgeschäft zu, und sie suchten mit Vorliebe bei großen Kreditunternehmungen Beschäftigung.
Daneben besaßen sie einen ausgesprochenen Spieltrieb, der sie nicht nur an der Börse mit kleinsten Beträgen, sondern auch in Klubs und privaten Gesellschaften Karten, und zwar besonders Ekarté und Bakkarat spielen ließ. Sie hatten dabei häufig Glück, und es gelang ihnen mit der Zeit, das von der Mutter mitbekommene Kapital nicht nur zu erhalten, sondern auch in bescheidenem Maße zu mehren. Damit gelangten sie schließlich nach Bordeaux, wo sie sich selbständig machten und ein kleines Bankgeschäft betrieben, das sie durch Spekulationen, insbesondere Ausnützung der Hausse und Baisse der französischen Rente, nährten.
Damals, um das Jahr 1834, diente dem staatlichen Nachrichtendienst ausschließlich der sogenannte Télégraphe aérien; es war das ein Signalsystem, bei dem an mehreren Zwischenpunkten Beobachter und Fernrohre aufgestellt waren, welche die Signale aufnahmen und weitergaben. Seit 1823 war dieser von den Brüdern Chappe erfundene Apparat zwischen Paris und Bordeaux eingerichtet. Einer der Beamten dieser optischen Telegraphenlinie war zufällig ein Bekannter der Blanc, erzählte ihnen von der praktischen Einrichtung, die die Übermittlung von Nachrichten gegen früher so sehr beschleunige, mußte aber auf die Frage, ob man sich dessen auch privatim bedienen könne, antworten, daß sich der Staat die ausschließliche Verwendung vorbehalten habe. In der Erkenntnis der Bedeutung der Sache dachten die Blanc daran, an anderer Stelle für sich eine solche Linie einzurichten. Da sie Geschäfte halber oft in Belgien, Luxemburg und Nordfrankreich reisten, planten sie zunächst eine solche optische Telegraphenlinie zwischen Brüssel und Antwerpen. Als daraus nichts wurde, kehrten sie

nach Bordeaux zurück; doch nach wie vor von der Bedeutung der Ferntelegraphie erfüllt, beschlossen sie, sie in den Dienst ihrer Börseninteressen zu stellen.
Aufmerksam hatten sie bisher beobachtet, welcher Mittel sich ihre Bankiersgenossen bedienten, um die Kursbewegungen der wichtigsten Papiere vor ihren Konkurrenten zu erfahren und dann mit sicherem Gewinn spielen zu können. Sonderkuriere, Taubenposten mußten dazu dienen, und eines der beliebtesten Mittel in dem mit Windmühlen übersäten Frankreich damaliger Zeit war die Weitergabe durch Zeichen von Mühle zu Mühle: war das Fenster einer solchen geöffnet, so hieß das Hausse, und das Zeichen wurde von den nächststehenden Mühlen aufgefangen und weitergegeben; blieb das Fenster geschlossen, so hieß das Baisse, und die Nachricht wanderte auf dem gleichen Wege von Mühle zu Mühle aus der Hauptstadt in die Provinz. Aber diese Mittel versagten oft, und nur allzuhäufig kam es vor, daß ein Müller das Fenster zu öffnen oder zu schließen vergaß. Die Folge waren falsche Nachrichten und Verluste an der Börse. Welch ungeheuren Vorteil mußte es haben, so sagten sich die Brüder Blanc, wenn man die optischen Schnelltelegraphen für den finanziellen Nachrichtendienst nutzbar machen konnte. Da aber Private sich der staatlichen Linien nicht bedienen durften, kamen die Blanc auf die Idee, neben ihrem Bekannten in Bordeaux auch einen Telegraphenbeamten in Paris dazu zu bestimmen, ihnen gegen entsprechende Entlohnung nur einen Buchstaben in ein Staatstelegramm einzuschmuggeln, der sie über den jeweiligen Stand der französischen Rente so schnell unterrichten sollte, daß sie allen anderen Bankiers in Bordeaux zuvorkamen. Es gelang diesen Beamten zu gewinnen, und eines schönen Tages im Jahre 1834 übermittelte jener Pariser Telegraphist auf Bitte eines Agenten der Blanc in einem Staatstelegramm ein H nach Bordeaux, das die Hausse



Im Spielsaal von Homburg
Nach einem Gemälde

der Rente anzeigen sollte. Um den Buchstaben zu kennzeichnen und sich überdies gegen Entdeckung zu sichern, gab er hinter dem H auch noch ein Irrungszeichen. Als aber nun der gleichfalls für die Blanc gewonnene Aufnahmebeamte in Bordeaux das ihm besonders signalisierte Staatstelegramm durchmusterte, war zu seiner und der Blanc großer Enttäuschung kein einzelner vielsagender Buchstabe und kein Irrungszeichen darin vorhanden. In Tours saß nämlich ein Beamter, der nicht ins Vertrauen gezogen war und dessen Auftrag dahin lautete, die Telegrammtexte vor der Weitergabe auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Dieser hatte das H mit dem Irrungszeichen gestrichen. Der Telegraphist in Paris weigerte sich, in weiterer Folge solche Zeichen zu geben. Man mußte also einen Beamten in Tours gewinnen. Auch dies gelang, und die Blanc fanden nun einen interessanten Weg, den Helfer in Tours tagtäglich über die Bewegungen der Rente durch ein kleines unauffälliges Paketchen zu unterrichten, das mit dem am Morgen abgehenden Eilwagen von Paris nach Tours gelangte. Wenn z. B. die dreiprozentige französische Rente eine Hausse von mindestens 25 Centimes aufwies, so sandte der Beauftragte der Blanc in Paris, ein gewisser Gosmand, ein Päckchen mit Handschuhen an den Telegraphenbeamten in Tours namens Guibout, der auf der Adresse wohlweislich als Fabrikant von Handschuhen und Strümpfen bezeichnet war. Gab es aber eine Baisse von mindestens dem gleichen Betrage, so sandte Gosmand Strümpfe oder Krawatten. Auf der Adresse dieses Paketchens war ein Buchstabe oder eine Ziffer geschrieben, die Guibout dann sofort mit Irrungszeichen einem Staatstelegramm nach Bordeaux anfügte.

So gelang es tatsächlich, einen schnell wirkenden Nachrichtendienst einzurichten, der fast volle zwei Jahre vorzüglich funktionierte und den Brüdern Blanc gestattete, in

sicherer Kenntnis der tatsächlichen Bewegung der Rente in Paris an der Börse von Bordeaux gegenüber den minder gut unterrichteten Börsenspielern Vorteile einzuheimsen. Vom 22. August 1834 bis zum 25. August 1836 wurden so 121 Paketchen abgesandt, die ebenso viele, goldbringende Nachrichten bedeuteten. Im August 1835 verbesserte François Blanc die Übermittlung noch dadurch, daß er seinen Agenten anwies, bei einer Baisse von 25 bis 45 Centimes farbige Handschuhe, bei einer solchen von 50 Centimes oder mehr weiße Handschuhe zu senden, was dann durch den Buchstaben c (couleur) oder b (blanc) von Tours weitertelegraphiert wurde.

Da merkte Blanc im Juli 1836 plötzlich, daß noch jemand in Bordeaux die Nachrichten über den Stand der Rente in Paris ebensoschnell bekam wie er und er seine Operationen daher nicht mehr so monopolartig und sicher betreiben konnte wie bisher. Zuerst dachte er an eine Taubenpost Paris–Bordeaux. Als er sich aber durch Entsendung eines Vertrauensmannes vergewissert hatte, daß eine solche nicht bestehe, schöpfte er Verdacht gegen seine Mithelfer, die Telegraphisten, und insbesondere jenen von Tours, Guibout, von dem er vermutete, daß er diese Zeichen auch einem anderen Bankier in Bordeaux gegen Bezahlung zukommen lasse. „Ich habe erfahren," schrieb Louis Blanc an Guibout, „daß jemand in Bordeaux den Rentenkurs ebensoschnell bekommt wie ich; wenn die betreffende Person noch ferner mit Depeschen versorgt wird, werde ich Ihnen nicht mehr als 150 Franken den Monat und 25 für das Signal anstatt 350 Franken geben. Wenn ich aber allein bleibe, sollen Sie weiter die gleichen Bezüge erhalten." Guibout erwiderte den Blanc, es sei ganz ausgeschlossen, daß es in Tours jemand gebe, der das gleiche Geschäft betreibe wie er, sie müßten sich irren, oder aber der Betreffende erhalte die Nachrichten auf andere Weise.

Wie dem immer war, diese durch zwei Jahre fortgeführten Spekulationen auf sicherster Basis hatte den beiden Brüdern, trotz eines Fehlschlages, als gelegentlich der Übernahme des Ministeriums durch Thiers am 22. März 1836 einer ihrer Konkurrenten die Nachricht irgendwie früher erfuhr, einige 100000 Franken eingetragen, die dann zur Grundlage aller ihrer späteren Unternehmungen wurden. Der Krug aber geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Die geheimen Vorgänge waren den Behörden dadurch zur Kenntnis gelangt, daß einer der beteiligten Telegraphenbeamten auf seinem Sterbelager, von Gewissensbissen gequält, seine Verfehlung gestand und auch die Namen der Helfer Guibout und des bei der Bestechung beteiligten Commis voyageur der Blanc nannte. Daraufhin wurden die Gebrüder Blanc, Guibout und der Kommis, die einen wegen Bestechung von Amtspersonen, die anderen wegen Mißbrauches der Amtsgewalt angeklagt. Es kam zu damaliger Zeit noch äußerst selten vor, daß vermögende Bankiers sich vor Gericht zu verantworten hatten, und deshalb war der Gerichtssaal gedrängt voll, und alle Welt erwartete gespannt, welche Geheimnisse der großen Finanzwelt enthüllt werden würden.
Als erster wurde der Telegraphenbeamte Guibout befragt, der erklärte, für seine Tätigkeit in den zwei fraglichen Jahren nur sechs- bis siebentausend Franken bekommen zu haben. Seine Verfehlung sei eigentlich keine, denn obwohl allerdings nur Depeschen der Regierung zur Übermittlung zulässig gewesen wären, so sei es zwar nicht ausdrücklich erlaubt, jedoch auch nicht verboten gewesen, Signale mit Irrungszeichen in sie einzuschmuggeln.
Der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an die Brüder Blanc, in denen er die Hauptschuldigen sah.
„Verlieh Ihnen", fragte er die beiden, „dieses Vorwissen der Rentenkurse an der Börse von Paris nicht einen ungeheuren Vorteil vor allen anderen Spekulanten?"

„Das hängt davon ab, Herr Präsident“, erwiderte Louis, der den Sprecher abgab. „Manchmal ja, manchmal nein.“
„Haben Sie niemals an die vertrauensvollen Spekulanten gedacht, die Sie mittels der Informationen ausplünderten, die Sie sich durch Betrug und Verbrechen zu verschaffen wußten?“
„Nein, Herr Präsident, niemand wurde ausgeplündert. Wir bekämpften unsere Gegner nur mit gesetzlichen Waffen. Niemals habe ich eine verbrecherische Handlung begehen wollen und habe nicht geahnt, daß man mich gesetzlich belangen könnte. Das geht schon daraus hervor, daß ich nicht geflüchtet bin, als ich die Verhaftung Guibouts in den Zeitungen las. Alle großen Spekulanten tun auf die eine oder andere Weise das gleiche. Gibt es nicht zwischen Paris und London eine Taubenpost, die den Weg in vier Stunden zurücklegt? Und ebenso zwischen Paris und Brüssel, Amsterdam und Frankfurt, wie übrigens allen Hauptplätzen Europas? Hat man nicht zwischen Brüssel und Antwerpen eine Telegraphenlinie eingerichtet? Ich selbst, meine Herren, sollte eine solche als Konkurrenz für die schon bestehende errichten. Jeder Spekulant hat seinen mehr oder weniger prompten Nachrichtendienst, der mehr oder weniger geheim und sicher ist. Sonderkuriere, Tauben und Telegraphen, alles wird benützt, und um Ihnen ein Beispiel zu nennen, Herr von Rothschild, der ein Grande Österreichs ist, ein großer Bankier und Spekulant, hat er nicht außerordentliche Kuriere, Tauben, Telegraphen, geheime Verbindungen mit den Ministerien, Korrespondenten und Agenten in aller Welt? Und Sie wissen, meine Herren, daß Herr von Rothschild allgemein geachtet bei Hofe empfangen wird und überall gern gesehen ist.“
„Sie aber erhielten Ihre Nachrichten heimlich und durch Betrug.“
„Ja, aber die anderen Spekulanten bekamen sie doch auch

mehr oder weniger heimlich, und sie veröffentlichten ihre Depeschen ebensowenig, wie ich die meinen aus Paris jemand zu lesen gab."

Daraufhin wurden mehrere Bankiers über ihre Geschäfte mit den Blanc befragt, wobei einige erklärten, verloren zu haben, andere aber behaupteten, im Kampfe mit den Blanc gewonnen zu haben. Der Präsident konnte sich nicht erklären, wie es möglich war, daß die Brüder Blanc auch Verluste erlitten, wenn sie so sicher informiert waren.

„Ja," warf da François Blanc ein, „wahrscheinlich, und ich glaube sogar sicher, weil ich da mit Spekulanten zu tun hatte, die noch besser informiert waren als ich."

Aus dem Buche „Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo".

PRINZ P'AO YÜ

NACHDEM Lenzanfang, die kaiserliche Gemahlin, von ihrem Besuch im Park der Augenweide an den Hof zurückgekehrt war, äußerte sie den Wunsch, daß ein Gedenkstein im Park gesetzt werden solle mit einer Inschrift, die für alle Zeiten das glückliche Ereignis ihres Besuchs in der Erinnerung festhalten solle. Herr Kia Tschong beeilte sich, ihrem Verlangen zu entsprechen, und übertrug das Werk den tüchtigsten Steinmetzen und Inschriftkünstlern, die er auftreiben konnte.

Die kaiserliche Gemahlin bedachte weiter, daß ihr Vater den Park der Augenweide, der eigens für ihren Besuch geschaffen war, nun, nachdem der Besuch vorüber war, aus pflichtschuldigem Respekt wieder abschließen und das Tor versiegeln würde, und sie sagte sich, daß es doch eigentlich schade wäre, wenn diese schöne Stätte fortan verlassen und unbenutzt daliegen würde. Warum sollte er nicht ihren Schwestern und Basen zugänglich gemacht werden, die so

trefflich Verse zu reimen und Stanzen zu setzen wußten? Waren sie nicht würdig, Gemüt und Geist an den Schönheiten des Parkes zu erfreuen? Und sollte nicht auch ihr Bruder Pao Yü an dieser Vergünstigung teilhaben, der nun einmal von Kind auf an den Umgang mit Mädchen gewöhnt war und sich schrecklich einsam und verlassen vorkommen würde, wenn er nun auf einmal den gewohnten Umgang entbehren müßte?

Von solcherlei Erwägungen bewegt, sandte die kaiserliche Gemahlin den Obereunuchen Hsia mit entsprechenden Befehlen zum Yung kwo Palais. Herr Tschong und Gattin säumten nicht, sofort Leute in den Park zu schicken und die verschiedenen Räumlichkeiten, die als Aufenthaltsstätte für Pao Yü und die jungen Mädchen in Betracht kamen, säubern und wohnlich herrichten zu lassen.

Pao Yü war über die bevorstehende Veränderung ganz besonders erfreut. Gerade weilte er bei seiner Großmutter und besprach mit ihr dieses und jenes wegen des Umzugs, als ein Diener eintrat und ihn zu seinem Vater rief. Pao Yü erblaßte. Seine frohe Laune war augenblicklich weggefegt. Krampfhaft und Schutz suchend drückte er die großmütterliche Rechte, als ob sie ein Stück Zucker wäre, das zum Bestreuen einer süßen Speise zerdrückt werden solle. Um keinen Preis wollte er hingehen, denn er glaubte, es handle sich wieder um eine der gefürchteten väterlichen Zurechtweisungen. Die Fürstin Ahne redete ihm gut zu, daß er nichts zu befürchten habe und daß ihm sein Vater vermutlich nur einige gute Lehren für sein Verhalten in der künftigen Wohnstätte mit auf den Weg geben wolle. Von zwei würdigen Matronen geleitet, die als Leibwache über seine Person zu wachen hatten, trat Pao Yü doch den gefürchteten Gang an, aber er tat es so schleppend und zögernd, daß er mit jedem Schritt kaum drei Zoll zurücklegte. Endlich betrat er zaghaft den elterlichen Wohn-

pavillon. Wie lästig diese halb neugierigen, halb spöttischen Blicke, die ihn beim Durchschreiten des Dienerspaliers vor dem Eingang trafen! Eine Zofe, namens Goldspange, erfrechte sich sogar, ihn beim Vorübergehen am Ärmel zu zupfen und ihm zuzuraunen: „Nun, wie wärs? Hättet Ihr nicht Lust, von meiner Lippenschminke zu lecken? Sie ist ganz frisch und parfümiert."

Worauf eine ältere Zofe, namens Buntwolke, ihr einen Schubs gab und tadelnd hinzufügte: „Ungezogenes Ding! Du siehst doch, daß ihm in diesem Augenblick nicht nach solchen Scherzen zumute ist! Verschwinde!"

Drinnen fand Pao Yü Vater und Mutter auf dem Diwan einander gegenüber sitzen und in Unterhaltung begriffen. Zu ihren Füßen saßen auf niedrigen Schemeln die drei Lenzmädchen und der jüngere Bruder Kia Huan, der Sohn einer Nebenfrau seines Vaters. Die jüngeren Geschwister, Lenzgeschmack, Lenzweh und Kia Huan, erhoben sich bei Pao Yü's Eintritt. Herr Tschong ließ sein Auge eine Weile prüfend auf dem Ankömmling ruhen, dann schweifte sein Blick zu dem anderen Sohn hinüber, und er verglich. Wie vorteilhaft stach Pao Yü's einnehmendes, kultiviertes Äußere von der plumpen, groben Erscheinung des Bastards ab! Herr Tschong bedachte weiter, daß sich sein Haar schon silbern zu färben begann und daß er schwerlich einen anderen, einen besseren Sprößling als Pao Yü zu erhoffen habe. Die Abneigung, die er gewöhnlich gegen Pao Yü empfand, verflüchtigte sich im Verfolg dieser stummen Betrachtung zu acht bis neun Zehnteln, und es klang milder denn sonst, als er jetzt sprach: „Die kaiserliche Hoheit hat geruht zu befehlen, daß du deine Studien künftig in Gesellschaft deiner Schwestern und Basen im Park der Augenweide fortsetzen sollst. Aber sie wünscht, daß du dich zusammennimmst und nicht herumbummelst, sondern fleißig lernst. Also, richte dich danach und sei auf deiner Hut!"

Pao Yü brachte einige hastige schi! ja! hervor, es folgte ein kurzes Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn, das seine Gesundheit betraf, und dann scheuchte ihn ein barsches „Was steht denn das Produkt, dieser Kummer meines Lebens, immer noch hier herum?" wieder zur Tür hinaus. Mit vergnügter Miene und behenden Schrittes durchlief er diesmal das Dienerspalier im Vorraum und steckte im Vorübergehen vor Zofe Goldspange übermütig die Zunge heraus.

Herr Tschong setzte den Zweiundzwanzigsten des Monats als geeigneten Tag des Umzuges fest. Inzwischen wurden die einzelnen als Behausung bestimmten Örtlichkeiten in wohnlichen Stand gesetzt. Pao Yü und Blaujuwel wußten es einzurichten, daß sie ihr Quartier ganz in der Nähe angewiesen bekamen. Jedes wohnte für sich, und jedes bekam außer den bisherigen Zofen noch zwei ältere Anstandsdamen zur Aufsicht und vier Mägde für die gröberen Arbeiten in sein Heim mit.

Am Zweiundzwanzigsten zog also Leben und Jugend in den bisher verödeten Park ein, und die bunten Blumenbeete und die vom Zephir umkosten Weidenblätter brauchten nicht mehr zu trauern und über Einsamkeit zu klagen. Pao Yü war durch die Ortsveränderung auch in seinem Wesen wie umgewandelt. Sein Trübsinn war verflogen und hatte Frohsinn und Heiterkeit Platz gemacht. Von nun ab verbrachte er die Tage damit, in Gesellschaft der Mädchen zu lesen und zu schreiben, auf der Laute zu klimpern oder Schach zu spielen, zu malen oder Verse zu rezitieren, während die Mädchen fleißig an ihren Phönixmustern stickten, Blumen pflückten und Pflanzen bestimmten, sich mit Fingerknobeln und anderen Gesellschaftsspielen vergnügten und mit sanfter Stimme Lieder sangen. Er war vollkommen glücklich und wie nie zuvor zum Dichten aufgelegt.

Viele seiner Verse und Stanzen, die, wenn auch nicht von übermäßigem Talent, so doch von Empfindung und guter Naturbeobachtung zeugten, wie beispielsweise die Gesänge von den vier Jahreszeiten, fanden den Weg in die Öffentlichkeit. Denn es fehlte nicht an gunstbeflissenen Schmeichlern und Schmarotzern, die sich bemüßigt fühlten, auf Gassen und Märkten den Ruhm des vornehmen vierzehnjährigen Dichterjünglings im Yung kwo Palais zu künden und mit Abschriften von seinen Poesieen zu prunken. Es wurde in Kreisen der jungen Lebewelt Mode, Fächer und Zimmerwände mit den neuesten Schmachtergüssen aus dem Pinsel des berühmten Pao Yü zu zieren; es gehörte zum guten Ton, in Gesellschaften seine letzten Verse und Stanzen zu rezitieren; man drängte sich danach, ein paar eigenhändig von ihm geschriebene Schriftzeichen, seien es Verse oder Sinnsprüche oder auch nur kurze Mottos, zu ergattern. Pao Yü fühlte sich gewaltig und hatte alle Hände voll zu tun, um die vielen von außen an ihn herantretenden Ansprüche zu befriedigen.

Wer hätte gedacht, daß sich trotz allem schon so bald wieder seine alte Unrast regen würde? Eines Tages begannen ihn die Herrlichkeiten des Parkes, die anfangs sein Entzücken gewesen waren, zu langweilen. Er hatte an diesem zu mäkeln und an jenem auszusetzen und fühlte sich verdrossen und unbefriedigt. Auch die Gesellschaft seiner Gefährtinnen genügte ihm nicht; ihr lautes heiteres Tollen, ihre naive oberflächliche Jungmädchenart ließen ihn gleichgültig. Er verlangte nach neuer Ablenkung, nach stärkeren Eindrücken. Der Tor!

Auch Ming Yen, sein Leibdiener, hatte lange vergeblich versucht, mit diesen und jenen Anregungen und Zerstreuungen seine Unlust zu bannen. Bis er endlich mit einem neuen Einfall Erfolg hatte: er brachte seinem Herrn eines Tages von einem Gang durch die Buchhändlergasse einen

ganzen Stapel unbekannter leichter Lektüre mit, lauter Novellen und Romane aus alter und neuer Zeit, schlüpfrige Liebesgeschichten und abenteuerliche Erzählungen von berühmten Kurtisanen und ähnliches.

Pao Yü hatte derartige Lektüre noch nie vorher zu Gesicht bekommen. Als er jetzt einen Blick hineintat, war er wie berauscht und glücklich wie über einen kostbaren Fund. Und daß er, wie ihm Ming Yen einschärfte, diese Bücher nur heimlich lesen dürfe, erhöhte ihren Reiz erst recht. Er versteckte sie, so gut es ging, im Bett und an anderen sicheren Stellen und verbrachte von nun an seine Zeit, sooft er allein und ungestört war, mit eifrigem Schmökern.

Eines Tages, um die Mitte des dritten Monats, schlenderte er nach dem Frühstück, das Hsi hsiang ki, die ‚Historie vom westlichen Pavillon' in der Hand, zur Brücke, die über das ‚Wehr der Düfte' führte, und ließ sich auf einem Felsblock am Weiherrand unter blühenden Pfirsichbäumen zum Lesen nieder.

Wie er nun so saß und bei seiner Lektüre gerade an die Stelle kam, wo von dem ‚fallenden Rot, zu Haufen geschichtet' die Rede ist, fuhr zufällig ein jäher Windstoß in die Zweige und ließ über ihn und sein Buch einen dichten Blütenregen herabrieseln. Er war über und über von rötlichen Blättern bedeckt und mußte sich abschütteln, um sich von der zarten Last zu befreien. So zart und lieblich dünkten ihn diese Blätter, daß es ihm leid getan hätte, sie mit Füßen zu treten. Er raffte also die rosige Schicht rings um seinen Platz mit beiden Händen zusammen und trug sie zum nahen Ufer, um sie auf die Wasserfläche zu schütten. Und jedesmal, wenn er so zwei Handvoll ausgeschüttet hatte, verweilte er noch eine Zeitlang am Ufer und schaute den Blütenblättern sinnend nach, wie sie auf den Wellen dahintänzelten und mit der Strömung sacht dem Wehr zutrieben.

Als er sich gerade wieder bückte, um einen neuen Haufen Blätter zusammenzuraffen, hörte er hinter sich eine Mädchenstimme fragen: „Was machst du hier?"
Er wandte den Rücken. Da sah er Blaujuwel vor sich stehen. Sie trug über der Schulter ein Grabscheit, an dessen Schaft ein Blumenbeutel aus leichter Gaze hing, in der Linken hielt sie einen Besen.
„Gut, daß du kommst! Du kannst mir helfen, diese Blütenblätter zusammenzufegen und ins Wasser zu werfen. Ich habe schon eine ganze Masse hineingeworfen", sagte er.
„Das solltest du nicht tun! Hier ist das Wasser zwar leidlich rein, aber später, wenn die Blüten weitertreiben und mit dem Wasserlauf in fremde Grundstücke gelangen, kommen sie mit allem möglichen Schmutz und Unrat in Berührung. Es ist doch schade um die zarten, reinen Blätter, wenn sie besudelt werden. Nein, wir wollen sie lieber in das Blütengrab schaffen, das ich ihnen dort hinter jenem Hügel gegraben habe. Ich werde sie zusammenfegen. Du stopfst sie in den Beutel, und dann wollen wir sie gemeinsam zu Grabe tragen. Im Laufe der Zeit werden sie sich dann in gute Gartenerde verwandeln. Ist das nicht hübscher und sauberer, als sie ins Wasser zu werfen?"

Aus dem Roman „Der Traum der Roten Kammer".

MAHATMA GANDHI ÜBER DAS HEIMATLAND

Nur wenige Dinge in Mahatma Gandhis religiöser Erlebniswelt haben durch ihr für mich ganz unerwartetes Auftauchen und ihre Eigenart einen so starken Eindruck auf mich gemacht wie die Tatsache, daß er das ‚Swadeshi' mit großem Nachdruck zur religiösen Pflicht erhob. ‚Swadeshi' ist ein zusammengesetztes Wort und bedeutet ‚Hei-

matland'. Für Mahatma Gandhis Gefühl ist es mit dem Hinduismus so eng verknüpft, daß ich es hier als Teil seines Glaubensbekenntnisses anführen muß, wenn auch viele ernsthafte strenggläubige Leute es wohl nicht als einen unabtrennbaren Bestandteil des Hinduismus anerkennen werden. Am besten sollte man es vielleicht als eine ganz persönliche Neigung Gandhis bezeichnen, als seine durchaus eigene Art, eine gewisse Seite seines hinduistischen Glaubens auszudrücken.

Für Mahatma Gandhi bedeutet Swadeshi den Grundsatz, daß jeder Mensch seine Umwelt jedem anderen Bezirk vorzuziehen hat; daß wir alle unserem Heimatlande vor allen Ländern die Treue zu halten haben. Es bedeutet ferner für ihn, daß ihm der Übergang von einer Religion zu einer anderen fast unbegreiflich erscheint. Swadeshi ist für ihn ein Grundsatz, aus dem sich sein Verhältnis zum Christentum und zu anderen Religionen folgerichtig ergibt. Vaterlandsliebe muß sich nach seiner Anschauung ebensosehr auf religiösem wie auf politischem Gebiet äußern.

Die Swadeshi-Lehre, der er mit solchem Nachdruck den Rang eines religiösen Glaubenspunktes gibt, läuft deutlich darauf hinaus, daß der Mensch in der ihm durch Geburt zugewiesenen gesellschaftlichen Stellung zu bleiben hat. Sie zwingt ihn, ‚in jenen Lebensumständen zu verharren, in die er nach dem Ratschluß Gottes gestellt ist' – um den Katechismus der Church of England mit seinem feudalistischen Hintergrund zu zitieren. Nach Gandhis Auffassung ist damit bis zu einem gewissen Grade begründet, weshalb die Kastenordnung, die er Varnashrama Dharma nennt, als vernünftiger Gesellschaftsaufbau gerechtfertigt sein soll. Es zeigt zugleich, weshalb er sich selbst einen strenggläubigen Hindu nennt, der sich an die den überlieferten Hinduschriften zugrunde liegenden Lehrsätze hält. Die äußerste Grenze dieser Lehre wurde in dem Buche ‚The Gospel of

Swadeshi' erreicht, das einer seiner Anhänger geschrieben hat und dem Gandhi ein Vorwort beigab; er hat freilich später seine Zustimmung zu den allzu engherzigen Formen der Swadeshi-Lehre, wie der Verfasser des Buches sie öffentlich verfocht, wieder zurückgezogen. Ich muß hier wiederholen, daß unzweifelhaft viele strenggläubige Hindus die Swadeshi-Lehre nicht als Bestandteil ihres Glaubens anerkennen würden. Andere würden bestreiten, daß die Kastenordnung die Festlegung der gesellschaftlichen Stellung in sich schließt, selbst wenn sie auch unter den heutigen Verhältnissen noch am Verbot der Heirat von Kaste zu Kaste festhalten. Für Gandhi indessen ist das Bekenntnis zu diesen Dingen anscheinend eine Grundsatzfrage. So radikal er auf anderen Gebieten denkt, so ausgesprochen konservativ ist er hier.

Daß Swadeshi bei ihm den Rang einer religiösen Pflicht einnimmt, kann man aus der bedeutsamen Stelle ersehen, die er ihm unter seinen Gelübden für das Satyagraha Ashram in Sabarmati einräumt. Noch deutlicher erhellt es daraus, daß er auf der christlichen Missionars-Konferenz (Christian Missionary Conference) zu Madras am 14. Februar 1916 Swadeshi zum Gegenstand seiner Ansprache wählte: man hatte ihn aufgefordert, zu den versammelten Missionaren über eine Frage zu sprechen, der er selbst die größte Bedeutung beimaß. Er hätte bei einer so einzigartigen Gelegenheit bestimmt nicht Swadeshi gewählt – zum allerersten Male in Indien sprach er damals zu einer Hörerschaft von hingebungsvoll ernsthaften Männern und Frauen, die er von der höchsten Wahrheit überzeugen wollte –, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, daß der von ihm verfochtene religiöse Grundsatz bis an die tiefsten Wurzeln religiösen Erlebens und Lebens hinanreicht. Viele lange und hitzige Erörterungen mit ihm berechtigen mich dazu, die religiöse Bedeutung des Swadeshi für ihn mit so

starken Ausdrücken zu kennzeichnen; denn in diesem Punkte ist er unbeugsam, und er hat die Frage schon längst bis zur letzten Folgerung durchdacht. Als ich ihn nach seiner abschließenden schriftlichen Niederlegung fragte, gab er mir die folgende Ansprache, die er an die Missionare in Madras gerichtet hat:

„Nach vielem Nachdenken habe ich für Swadeshi eine Begriffsfassung gefunden, die vielleicht meine Absicht am besten erläutert:

Swadeshi ist der Geist in uns, der uns in der Nutzung wie im Dienen zur Beschränkung auf unsere unmittelbare Umgebung und zum Verzicht auf alles aus weiterer Entfernung Stammende treibt. Daraus ergibt sich: 1. Im religiösen Leben muß ich mich beschränken auf die ererbte Religion – das heißt also auf die religiöse Nutzung meiner unmittelbaren Umgebung. Wenn ich entdecke, daß meine Religion mangelhaft ist, so muß ich ihr dienen, indem ich sie von ihren Mängeln befreie. 2. Auf dem Gebiete der Politik soll ich die einheimischen Einrichtungen und Satzungen nutzen und ihnen dienen, indem ich sie von erwiesenen Mängeln befreie. 3. Auf wirtschaftlichem Gebiet soll ich nur die Dinge benutzen, die von meinen unmittelbaren Nachbarn hergestellt werden; dadurch soll ich die einheimische Erzeugung überall dort kräftig und vollständig machen, wo sie vielleicht noch Mängel zeigt.

Zu 1: Der Geist des Swadeshi, der die Grundlage des Hinduismus bildet, hat ihn zu einer konservativen Religion und dadurch zu einer mächtigen Kraft gemacht. Er ist der duldsamste Glaube, weil er nicht auf den Anhängerfang ausgeht, und er ist heute noch genau so zur Ausdehnung fähig, wie er es nachweislich in der Vergangenheit war. Er ist auf den Buddhismus gefolgt, nicht indem er ihn vertrieb, wie man es wohl irrigerweise angenommen hat, sondern indem

er ihn aufsog. Aus dem Geiste des Swadeshi heraus weigert sich der Hindu, von seiner Religion zu lassen; nicht unbedingt deshalb, weil er sie für die beste hält, sondern weil er weiß, daß er sie ergänzen kann, indem er Verbesserungen einführt. Und was ich hier über den Hinduismus gesagt habe, das trifft, vermute ich, auch auf die anderen großen Glaubensbekenntnisse der Welt zu; nur ist es eben – und dabei bleibe ich – in ganz besonderem Maße beim Hinduismus der Fall. Hier nun komme ich zu dem Punkt, wo ich mich bemühe, mit meiner Lehrtätigkeit einzusetzen.

Sofern in dem, was ich gesagt habe, irgendein vernünftiger Sinn steckt – täten dann nicht die großen Missionsgesellschaften, denen Indien für das in der Vergangenheit und heute noch unvermindert Geleistete tiefen Dank schuldet, besser daran und würden sie nicht dem Geist des Christentums besser dienen, wenn sie das Ziel der Anhängergewinnung aufgeben, aber ihre Wohltätigsarbeit fortsetzen würden? Ich mache diesen Vorschlag in aller Aufrichtigkeit und mit schuldiger Ehrfurcht.

Ich habe mich bemüht, die Bibel genau kennen zu lernen, und mein Gefühl zählt sie zu den heiligen Schriften. Der Geist der Bergpredigt wirbt fast gleich mächtig mit der Bhagavad Gita um den ersten Platz in meinem Herzen. Ich messe mich mit jedem Christen in der Kraft frommer Hingabe, wenn ich ‚Führ, liebes Licht' und andere aus göttlicher Eingebung geborene Lieder gleichen Geistes singe. Ich habe unter dem Einfluß berühmter christlicher Missionare verschiedener Sekten gestanden, und ich erfreue mich bis auf den heutigen Tag des Vorrechts, mit ihnen befreundet zu sein. Deshalb habe ich den oben ausgesprochenen Vorschlag nicht als ein mit Vorurteilen behafteter Hindu gemacht, sondern als ein Mensch, der sich demütig und unparteiisch um die Religion bemüht und dem Christentum sehr zugetan ist.

Wäre es nicht denkbar, daß man die Verkündigung ‚Gehet hin in alle Welt' einigermaßen engherzig ausgelegt hat und an ihrem eigentlichen Sinn vorübergegangen ist? Man wird doch nicht leugnen wollen – ich spreche aus Erfahrung –, daß viele von den ‚Bekehrungen' diesen Namen nicht verdienen. Vielfach ist der Mahnruf nicht zum Herzen gedrungen, sondern zum – Magen; und in jedem Falle läßt eine Bekehrung eine Wunde zurück, die, wie ich zu behaupten wage, vermeidbar wäre. Jedes der großen Glaubensbekenntnisse läßt – ich sage das abermals aus eigener Erfahrung – die Möglichkeit zur Neugeburt und zur Wandlung des Herzens.
Ich weiß, daß ich mich nun auf dünnes Eis begebe; aber ich schließe dennoch diesen Abschnitt meiner Darlegung ohne entschuldigende Beschönigung mit der Behauptung: Die furchtbare Gewalttat, die sich eben jetzt in Europa abspielt, könnte man als Beweis dafür auffassen, daß Jesus von Nazareth, der Sohn des Friedens, mit seiner Verkündigung in Europa wenig verstanden worden ist und daß vom Osten her ein Licht darauf fallen könnte.

Aus dem Werke: C. F. Andrews, Mahatma Gandhis Lehre und Tat.

RAINER MARIA RILKE / VON DER LANDSCHAFT

MAN weiß so wenig von der Malerei des Altertums; aber es wird nicht zu gewagt sein, anzunehmen, daß sie die Menschen sah, wie spätere Maler die Landschaft gesehen haben. In den Vasenbildern, diesen unvergeßlichen Erinnerungen aus einer großen Zeichenkunst, ist die Umgebung (Haus oder Straße) nur genannt, gleichsam abgekürzt, nur mit dem Anfangsbuchstaben angegeben, die nackten Menschen aber sind alles, sind wie Bäume, die Früchte tragen und Frucht-

kränze, und wie Büsche, die blühen, und wie Frühlinge, in denen die Vögel singen. Damals war der Leib, den man bestellte wie ein Land, um den man sich mühte wie um eine Ernte und den man besaß, wie man ein gutes Grundstück besitzt, das Angeschaute und Schöne, das Bild, durch welches in rhythmischen Reihen alle Bedeutungen gingen, Götter und Tiere, und alle Sinne des Lebens. Der Mensch, obwohl seit Jahrtausenden dauernd, war sich selbst noch zu neu, zu entzückt von sich, um über sich fort oder von sich abzusehen. Die Landschaft, das war der Weg, auf dem er ging, die Bahn, darin er lief, alle die Spiel- und Tanzplätze waren es, auf denen der griechische Tag verging; die Täler, in denen das Heer sich versammelte, die Häfen, aus denen man zu Abenteuern fuhr und in die man unerhörter Erinnerungen voll und älter zurückkehrte; die Festtage und die geschmückten, silbern klingenden Nächte, die ihnen folgten, die Aufzüge zu den Göttern und der Umgang um den Altar —: das war die Landschaft, in der man lebte. Aber der Berg war fremd, auf dem nicht menschengestaltige Götter wohnten, das Vorgebirge, auf dem sich kein weithinsichtbares Standbild erhob, die Hänge, die kein Hirte gefunden hatte, — sie waren keines Wortes wert. Alles war Bühne und leer, solange der Mensch nicht auftrat und mit seines Leibes heiterer oder tragischer Handlung die Szene erfüllte. Ihn erwartete alles, und wo er kam, trat alles zurück und gab ihm Raum.

Die christliche Kunst verlor diese Beziehung mit dem Körper, ohne deshalb der Landschaft sich wirklich zu nähern; Menschen und Dinge waren wie Buchstaben in ihr, und sie bildete lange, gemalte Sätze mit einem Alphabet von Initialen. Die Menschen waren Gewänder und nur in der Hölle Leiber; und die Landschaft durfte selten die Erde sein. Fast immer mußte sie, wo sie lieblich war, den Himmel bedeuten, und wo sie Schrecken erregte und wild und unwirtlich war,

da galt sie als der Ort der Verbannten und für ewig Verlorenen. Man sah sie schon; denn die Menschen waren schmal geworden und durchscheinend, aber es lag in ihrer Art, die Landschaft ebenso zu empfinden, als eine kleine Vergänglichkeit, als einen Streifen von übergrünten Gräbern, unter denen die Hölle hing und über denen der große Himmel sich auftat als die eigentliche, tiefe, von allen Wesen gewollte Wirklichkeit. Nun, da es auf einmal drei Orte gab, drei Wohnungen, über welche viel Redens war: Himmel, Erde und Hölle, – war eine Bestimmung der Örtlichkeit dringend notwendig geworden, und man mußte sich sie ansehen und sie darstellen; in den frühitalienischen Meistern wuchs diese Darstellung, über ihren eigentlichen Zweck hinaus, zu großer Vollkommenheit, und man muß sich nur der Malereien im Campo Santo zu Pisa erinnern, um zu fühlen, daß die landschaftliche Auffassung damals schon etwas Selbständiges geworden war. Man meinte zwar noch einen Ort anzugeben und nichts mehr, aber man tat das mit solcher Herzlichkeit und Hingabe, man erzählte mit so hinreißender Beredsamkeit und so sehr als Liebender von den Dingen, die an der Erde hingen, an der von den Menschen verleugneten und verdächtigten Erde—: daß jene Malerei uns heute wie ein Loblied auf sie erscheint, in welches die Heiligen einstimmen. Und alle Dinge, die man sah, waren neu, so daß mit dem Schauen sich ein fortwährendes Staunen verband und eine Freude an unzähligen Funden. So kam es von selbst, daß man mit der Erde den Himmel pries und sie kennen lernte, da man Sehnsucht war, ihn zu erkennen. Denn die tiefe Frömmigkeit ist wie ein Regen: sie fällt immer wieder auf die Erde zurück, von der sie ausging, und ist Segen über den Feldern.

Man hatte so, ohne es zu wollen, die Wärme gefühlt, das Glück und die Herrlichkeit, die von einer Wiese, einem Bach, einem Blumenhang und von Bäumen, die fruchttra-

gend beieinanderstehen, ausstrahlen kann, daß man, wenn man nun Madonnen malte, sie mit diesem Reichtum wie mit einem Mantel umgab, sie damit krönte wie mit einer Krone und Landschaften wie Fahnen entfaltete, ihnen zum Lobe; denn man wußte ihnen kein Fest zu bereiten, das rauschender war, keine Hingabe kannte man, die dieser glich: alles eben gefundene Schöne ihnen zuzutragen und mit ihnen zu verschmelzen. Man meinte keinen Ort mehr damit, auch den Himmel nicht, man stimmte die Landschaft an wie ein Marienlied, das in hellen, klaren Farben erklang.

Aber damit war eine große Entwicklung geschehen: man malte die Landschaft und meinte doch nicht sie damit, sondern sich selbst; sie war Vorwand geworden für ein menschliches Gefühl, Gleichnis einer menschlichen Freude, Einfalt und Frömmigkeit. Sie war Kunst geworden. Und schon Lionardo übernahm sie so. Die Landschaften in seinen Bildern sind Ausdrücke seines tiefsten Erlebens und Wissens, blaue Spiegel, in denen geheime Gesetze sich sinnend betrachten, Fernen, wie Zukünfte groß und unenträtselt wie sie. Es ist kein Zufall darin, daß Lionardo, welcher zuerst Menschen wie Erlebnisse malte, wie Schicksale, durch die er einsam hindurchgegangen war, auch die Landschaft als ein Ausdrucksmittel empfand für fast unsagbare Erfahrung, Tiefe und Traurigkeit. Diesem Überholer von vielen noch nicht Gekommenen war es gegeben, alle Künste unendlich groß zu gebrauchen; wie in vielen Sprachen redete er in ihnen von seinem Leben und von seines Lebens Fortschritten und Fernen.

Noch hat niemand eine Landschaft gemalt, die so ganz Landschaft ist und doch so sehr Geständnis und eigene Stimme wie jene Tiefe hinter der Mona Lisa. Als ob alles Menschliche in ihrem unendlich stillen Bildnis enthalten sei, alles andere aber, alles, was vor dem Menschen liegt und

über ihn hinaus, in diesen geheimnisvollen Zusammenhängen von Bergen, Bäumen, Brücken, Himmeln und Wassern. Diese Landschaft ist nicht eines Eindrucks Bild, nicht eines Menschen Meinung über die ruhenden Dinge; sie ist Natur, die entstand, Welt, die wurde, und dem Menschen so fremd wie der nie betretene Wald einer unentdeckten Insel. Und Landschaft so zu schauen als ein Fernes und Fremdes, als ein Entlegenes und Liebloses, das sich ganz in sich vollzieht, war notwendig, wenn sie je einer selbständigen Kunst Mittel und Anlaß sein sollte; denn sie mußte fern sein und sehr anders als wir, um ein erlösendes Gleichnis werden zu können unserem Schicksal. Fast feindlich mußte sie sein in erhabener Gleichgültigkeit, um unserem Dasein eine neue Deutung zu geben mit ihren Dingen.
Und in diesem Sinn ging die Gestaltung jener Landschaftskunst vor sich, die Lionardo da Vinci vorahnend schon besaß. Langsam bildete sie sich aus in den Händen von Einsamen, durch die Jahrhunderte hin. Sehr weit war der Weg, der gegangen sein mußte, denn es war schwer, sich der Welt so weit zu entwöhnen, um sie nicht länger mit dem voreingenommenen Auge des Einheimischen zu sehen, der alles auf sich selbst und auf seine Bedürfnisse anwendet, wenn er es schaut. Man weiß, wie schlecht man die Dinge sieht, unter denen man lebt, und daß oft erst einer kommen muß von fern, um uns zu sagen, was uns umgibt. Und so mußte man auch die Dinge von sich fortdrängen, damit man später fähig wäre, sich ihnen in gerechter und ruhiger Weise, mit weniger Vertraulichkeit und in ehrfürchtigem Abstand zu nähern. Denn man begann die Natur erst zu begreifen, als man sie nicht mehr begriff; als man fühlte, daß sie das Andere war, das Teilnahmlose, das keine Sinne hat, uns aufzunehmen, da war man erst aus ihr herausgetreten, einsam, aus einer einsamen Welt.

Und das mußte man, um an ihr Künstler zu sein; man durfte sie nicht mehr stofflich empfinden auf die Bedeutung hin, die sie für uns besaß, sondern gegenständlich als eine große vorhandene Wirklichkeit.
So hatte man den Menschen empfunden zur Zeit, da man ihn groß malte; aber der Mensch war schwankend geworden und ungewiß, und sein Bild floß dahin in Verwandlungen und war kaum mehr zu fassen. Die Natur war dauernder und größer, alle Bewegung war breiter in ihr und alle Ruhe schlichter und einsamer. Es war eine Sehnsucht im Menschen, mit ihren erhabenen Mitteln von sich zu reden wie von etwas ebenso Wirklichem, und so entstanden die Bilder von Landschaften, in denen nichts geschieht. Leere Meere hat man gemalt, weiße Häuser in Regentagen, Wege, auf denen keiner geht, und unsäglich einsame Wasser. Immer mehr entschwand das Pathos, und je besser man diese Sprache verstand, in desto schlichterer Weise gebrauchte man sie. Man versenkte sich in die große Ruhe der Dinge, man empfand, wie ihr Dasein in Gesetzen verging, ohne Erwartung und ohne Ungeduld. Und still gingen unter ihnen die Tiere umher und ertrugen wie sie den Tag und die Nacht und waren voll von Gesetzen. Und als der Mensch später in diese Umgebung trat, als Hirte, als Bauer oder einfach als eine Gestalt aus der Tiefe des Bildes: da ist alle Überhebung von ihm abgefallen, und man sieht ihm an, daß er Ding sein will.
In diesem Aufwachsen der Landschafts-Kunst zu einem langsamen Landschafts-Werden der Welt liegt eine weite menschliche Entwicklung. Der Inhalt dieser Bilder, der so absichtslos aus Schauen und Arbeit entsprang, spricht uns davon, daß eine Zukunft begonnen hat mitten in unserer Zeit: daß der Mensch nicht mehr der Gesellige ist, der unter seinesgleichen im Gleichgewicht geht, und auch derjenige nicht mehr, um dessentwillen Abend und Morgen

wird und Nähe und Ferne. Daß er unter die Dinge gestellt ist wie ein Ding, unendlich allein, und daß alle Gemeinsamkeit aus Dingen und Menschen sich zurückgezogen hat in die gemeinsame Tiefe, aus der die Wurzeln alles Wachsenden trinken.

ALDOUS HUXLEY / KATZENPREDIGT

Neulich wurde mir ein junger Mann vorgestellt, der den Ehrgeiz besitzt, Schriftsteller zu werden. Da er mich als Autor kannte, fragte er, wie er es anfangen solle, seinen Wunsch zu verwirklichen. Ich gab mir alle Mühe, es ihm zu erklären. „Vorerst“, sagte ich, „kaufen Sie eine Menge Papier, eine Flasche Tinte und eine Feder. Und dann schreiben Sie!“ Das war meinem jungen Freund aber nicht genug. Er stellte sich offenbar vor, daß es eine Art esoterischen Kochbuchs voll literarischer Rezepte geben müsse, nach deren gewissenhafter Befolgung man ein Dickens, ein Flaubert oder ein Fontane würde, „nach Geschmack“, wie die Verfasser von Kochrezepten sagen, wenn sie beim Würzen und Süßen angelangt sind. Dürfe er nicht einen Blick in besagtes Kochbuch tun? Ich bedauerte sehr – leider sei mir ein solches Buch noch nicht zu Gesicht gekommen (schade! denn wieviel Zeit und Mühe könnte man sich dadurch sparen!). Er schien bitter enttäuscht. Um den armen Jungen zu trösten, riet ich ihm, sich an die Professoren der Literaturgeschichte an deutschen Universitäten zu wenden oder an einen jener besonders in Amerika zahlreichen Wundertäter, die in ihren Ankündigungen brieflichen Unterricht im einträglichen Schreiben von Kurzgeschichten usw. versprechen: wenn irgend jemand ein verläßliches literarisches Kochbuch besitze, so seien das sicherlich diese Herren. Aber auch das genügte dem jungen Mann nicht. Ent-

täuscht, weil er von mir das schriftstellerische Äquivalent für „Eierspeisen auf hundert Weisen" oder „Was koche ich heute abend?" nicht erhalten konnte, unterzog er mich einem Kreuzverhör über meine Methode, „Material zu sammeln": Benutzen Sie ein Notizbuch oder ein Tagebuch? Führen Sie Ihre Einfälle oder Beobachtungen in einer Kartothek? Besuchen Sie gewissenhaft die Salons reicher, eleganter Leute? Oder ziehen Sie sich im Gegenteil auf das Land zurück? Oder verbringen Sie Ihre Abende auf der Jagd nach Stoff und Typen in den Branntweinschenken der Elendsviertel? Halten Sie es für richtig, in intellektuellen Kreisen zu verkehren? Soll ein Romanschriftsteller nach Bildung streben oder seine Lektüre ausschließlich auf Romane anderer beschränken? Und so weiter. Ich bemühte mich, alle diese Fragen in möglichst unverbindlicher Form zu beantworten. Und da der Jüngling noch immer enttäuscht schien, erteilte ich ihm zum Schluß einen guten Rat als Draufgabe. „Mein junger Freund" – sagte ich – „wenn Sie ein Verfasser psychologischer Romane werden und über die Rätsel der Menschenseele schreiben wollen, dann ist es das beste, Sie schaffen sich ein Katzenpärchen an." Und damit entließ ich ihn.

Ich hoffe, er hat meinen Rat befolgt; denn der Rat war gut – war die Frucht reicher Erfahrung und reiflicher Überlegung. Ich fürchte jedoch, der junge Tor hat nur gelacht über den nach seiner Ansicht dummen Witz, so, wie ich selbst einst lachte, als mir vor Jahren ein reizender, außergewöhnlich begabter Mensch mitteilte, er beabsichtige, einen Roman über die mondänen Kreise Londons zu schreiben, und schiffe sich demnächst nach Westindien ein, um unter den Negern Vorstudien zu machen. Damals lachte ich, heute aber weiß ich, wie recht er hatte. Naturvölker, Kinder und Tiere sind gleichsam zivilisierte Menschen, von denen der Deckel abgehoben wurde – der schwere,

künstlich gearbeitete Deckel guter Manieren, konventioneller Gewohnheiten, überkommenen Denkens und Fühlens, unter dem wir alle unser Dasein verbringen. Diesen Deckel studiert man am besten in Mayfair, in Passy, in der Park Avenue oder im Tiergarten-Viertel. Was aber geht in diesen kultivierten und eleganten Gegenden unter besagtem Deckel vor? Aus unmittelbarer Beobachtung erfahren wir wenig (wenn wir nicht über besonders scharfe Intuition verfügen). Und wenn wir die Vorgänge unter fremden Deckeln nicht aus dem entnehmen können, was ein Blick unter den eigenen uns lehrt, dann ist es am besten, wir nehmen den nächsten Dampfer nach Westindien oder bringen einige Stunden des Vormittags in der Kinderstube zu (was bedeutend billiger kommt), oder aber wir schaffen uns, wie ich meinem jungen Freund nahelegte, ein Katzenpaar an.

Jawohl, ein Katzenpaar. Am besten siamesische Katzen, denn die sind die menschenähnlichsten. Sie sind auch die eigenartigsten und, wenngleich nicht die schönsten, doch gewiß die eindrucksvollsten und phantastischsten. Wie beunruhigend starren die blaßblauen Augen aus der schwarzen Samtmaske des Gesichts! Bei der Geburt schneeweiß, dunkelt das Fell allmählich zu kräftigem Mulattenbraun nach. Die Vorderpfoten stecken fast bis an die Schultern in langen schwarzen Handschuhen, wie Yvette Guilbert sie liebt, die Hinterbeine tragen die enganliegenden schwarzen Seidenstrümpfe, mit denen Félicien Rops perlmutterschimmernde Frauenleiber pervers und unzüchtig zu bekleiden pflegte. Ihre Schwänze, wenn sie welche haben – ja, ich möchte dem angehenden Schriftsteller entschieden empfehlen, die geschwänzte Gattung zu kaufen; denn Katzen verleihen ihren Gefühlen vornehmlich mit dem Schwanze Ausdruck, und die Mankatze gleicht einem Stummen – ihre Schwänze also sind gegen das Ende dünner werdende



Zeichnung von Felix Timmermans
zu Ernest Claes, Hannes Raps

schwarze Schlangen, die, auch wenn der übrige Körper in sphinxgleicher Ruhe daliegt, von ureigenstem zuckendem und unruhigem Leben erfüllt sind. Und was für seltsame Stimmen sie haben! Manchmal wie das Weinen kleiner Kinder, manchmal wie das Blöken von Lämmern, dann wieder wie das qualvolle und wütende Heulen verdammter Seelen. Im Vergleich mit diesen phantastischen Geschöpfen wirken die schönsten und anziehendsten Vertreter anderer Katzenrassen leicht ein wenig fade.

Hat unser angehender Romanschreiber nun die Katzen erworben, so bleibt ihm nichts mehr zu tun übrig, als sie Tag für Tag zu beobachten, die Lektionen, die sie ihm erteilen, zu lernen und innerlich zu verarbeiten und am Ende – ach, diese mühsame und unbequeme Arbeit bleibt ihm zuletzt doch nicht erspart! – seinen Roman über die gute Gesellschaft von Paris, London oder Berlin zu schreiben.

Betrachten wir einige dieser lehrreichen Katzenpredigten, aus denen der Seelenforscher so viel erfahren kann, genauer. Beginnen wir mit dem, womit jeder gute Roman beginnen und nicht widersinnigerweise enden sollte, – mit der Heirat. Die Hochzeit siamesischer Katzen ist, jedenfalls soviel ich beobachten konnte, ein hochdramatisches Ereignis. Schon die Vorstellung des Bräutigams (wir wollen annehmen, daß die beiden, wie es in der Katzenwelt Brauch ist, einander vor dem Hochzeitstage noch nie zu Gesicht bekamen) ist das Zeichen zum Beginn eines beispiellos heftigen Kampfes. Als erste Antwort auf die Annäherungsversuche des hoffnungsvollen Freiers fährt die junge Dame ihm an die Kehle. Man ist, wenn man da die Haare stäuben sieht und die gellenden Schreie der Wut und des Hasses vernimmt, einer gütigen Vorsehung von Herzen dankbar dafür, daß sie diesen Unholden nicht größer zu werden gestattete. Würde der Kampf zwischen Wesen von Menschengröße geführt,

er verbreitete Tod und Zerstörung auf Hunderte von Metern im Umkreis. So aber ist man, auf die Gefahr hin, ein paar Kratzwunden abzubekommen, imstande, die Duellanten beim Genick zu packen und die noch immer fauchenden und widerstrebenden voneinander zu zerren. Was geschähe, wenn man das neuvermählte Paar den Kampf bis zum bittern Ende austragen ließe, weiß ich nicht; bisher hatte ich weder die Wißbegier noch die Seelenstärke, das herauszufinden. Ich vermute nur, daß, umgekehrt wie es in Hamlets Familie geschah, das Gebackene von den Hochzeitsschüsseln bald einen kalten Leichenschmaus geben könnte. Diesen tragischen Ausgang verhinderte ich jedesmal, indem ich einfach die Braut allein in ein Zimmer einschloß und den Bräutigam ein paar Stunden vor der Tür schmachten ließ. Er schmachtet nicht stumm; aber lange Zeit ertönt keine andere Antwort auf seine schwermütigen Liebesklagen als manchmal ein Fauchen oder Knurren. Sobald jedoch die Braut endlich in ebenso sanften, sehnsuchtsvollen Tönen antwortet, darf man getrost die Tür öffnen. Der Bräutigam schnellt wie ein Pfeil hinein und wird nicht wie früher mit Zähnen und Klauen, sondern mit allen Zeichen der Zuneigung empfangen.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als läge in diesem Beispiel aus dem Katzenleben keine besondere Lehre für die Menschheit. Aber der Schein trügt. Die Deckel, unter denen zivilisierte Menschen leben, sind so dick und so reich verziert mit mythologischen Ausschmückungen, daß es einem schwer fällt, die Tatsache zu erkennen, auf die D. H. Lawrence in seinen Romanen und Erzählungen so viel Nachdruck legt: daß Haß und Liebe fast immer vermischt sind und daß junge Mädchen sehr oft (trotz ihren heimlichen Wünschen und Gefühlen) einen sehr echten Abscheu vor physischer Liebe fühlen. Katzen dagegen, von keinem Deckel beschwert, offenbaren einem dieses dunkle

Mysterium der menschlichen Natur. Nach Beobachtung einer Katzenhochzeit kann sich kein junger Schriftsteller mehr mit dem verlogenen Kitsch zufrieden geben, der in der landläufigen Erzählungsliteratur als Liebesschilderung gilt.

Die Zeit vergeht, und wenn nun die Flitterwochen vorbei sind, fangen die Katzen an, uns Dinge zu eröffnen, die sogar der Deckel von Zivilisation manchmal nicht ganz vor den Augen der Menschen verbergen kann. Sie sagen uns – was wir, ach! schon wissen –, daß der Mann seiner Frau bald überdrüssig wird, besonders, wenn sie ein Kind erwartet oder stillt; daß der Grundzug der Männlichkeit die Abenteuerlust und Untreue ist; daß Schuldbewußtsein und gute Vorsätze die seelischen Merkmale der Krankheit sind, welche den Mann zwischen Achtzehn und Sechzig zeitweise befällt, einer Krankheit, die man „ehelichen Katzenjammer" nennen könnte. Mit ihrem Schwinden verlieren sich auch ihre seelischen Symptome. Und tritt die Versuchung aufs neue heran, so ist das Gewissen stumm und jeder gute Vorsatz vergessen.

Diese leider allzu bekannten Wahrheiten werden von Katzen mit einem äußerst drolligen Mangel an Verschleierung veranschaulicht. Kein Mann hat je gewagt, seinen Überdruß so unverschämt zu bekunden wie der siamesische Kater, der seiner liebeheischenden Gattin ins Gesicht gähnt. Kein Mann hat je seine Seitensprünge so freimütig ausposaunt wie solch ein Kater, wenn er auf dem Dache seine Serenade anstimmt. Und wie verstohlen schleicht er sich – kein Mann war je so jämmerlich zerknirscht – am nächsten Tag in den Ehekorb hinterm Ofen zurück! Sein Schuldbewußtsein läßt sich geradezu am Neigungswinkel der zurückgelegten Ohren und des gesenkten Schwanzes ermessen. Und wenn die Gattin, ihn beschnuppernd, seine Untreue entdeckt, zerkratzt sie ihm, wie stets bei solchen

Gelegenheiten, das Gesicht, das schon so von Narben bedeckt ist wie das eines Studenten mit den Spuren Dutzender von Mensuren. Der Katzengatte macht keinen Versuch, sich zu wehren; er weiß, daß er nur erhält, was er verdient hat.

Man käme nie zu Ende, wollte man all die menschlichen Wahrheiten aufzählen, die ein Katzenpaar uns zu enthüllen oder zu bestätigen vermag. Ich will nur noch eine der zahllosen Katzenpredigten anführen, die mir in Erinnerung blieben, eine agierte Predigt sozusagen, die mir durch ihre lächerliche Pantomime aufs lebhafteste die betrüblichste Eigenheit unserer Menschennatur – unsere durch nichts zu lindernde Einsamkeit – zum Bewußtsein brachte. Sie spielte sich so ab: Meine Kätzin, schon seit langem verheiratet und mehrmals Mutter geworden, durchlebte gerade eine ihrer gelegentlichen Zeiten von Verliebtheit. Ihr Gatte, nun in den besten Jahren, trug die schläfrige Anmaßung zur Schau, die den vollreifen, sieggewohnten Mann kennzeichnet (er war das feline Gegenstück eines herkulischen jungen Gardeoffiziers), und wollte nichts mit ihr zu tun haben. Vergeblich war ihr liebesieches Miauen, vergeblich ihr Vorbeistreichen vor ihm, ihr wollüstiges Reiben an Türen und Stuhlbeinen, vergeblich das zärtliche Ablecken seines Gesichts. Er schloß die Augen, er gähnte, er wandte den Kopf weg, und wenn sie gar zu zudringlich wurde, stand er auf und schritt mit beleidigend würdevoller Gleichgültigkeit hinweg. Sobald sich eine Gelegenheit bot, entwischte er und verbrachte die nächsten vierundzwanzig Stunden auf den Dächern. Die verlassene Gattin wanderte untröstlich im Haus umher, als suchte sie ihr entschwundenes Glück. Sie miaute leise und kläglich vor sich hin und erinnerte einen in Ton und Gebärde unwiderstehlich an Melisande in Debussys Oper. „Je ne suis pas heureuse ici“ schien sie zu sagen. Armes kleines Ding, sie war wirklich

nicht glücklich! Aber gleich ihren großen Schwestern und Brüdern unter den Menschen mußte sie ihr Unglück in Einsamkeit tragen, unverstanden und ungetröstet. Denn trotz Sprache und Verstand, Einfühlungsvermögen und Mitgefühl können auch wir niemals andern etwas wirklich mitteilen. Dem wesentlichen Inhalt unserer Gedanken und Gefühle ist die Mittelbarkeit versagt, er bleibt eingeschlossen in der undurchdringlichen Stahlkammer des individuellen Geistes und Körpers. Wir sind alle zu lebenslänglicher Einzelhaft verurteilt.

Diese traurige Wahrheit wurde mir überwältigend deutlich, als ich die verlassene liebeskranke Katze verzweifelt in meinem Zimmer umherwandern sah. „Je ne suis pas heureuse ici," miaute sie, „je ne suis pas heureuse ici." Ihr ausdrucksfähiger schwarzer Schwanz peitschte die Luft mit tragisch verzweifelter Gebärde. Aber sooft er zuckte, – hoppla! sprang ihr einziger Sohn (der einzige, heißt das, den wir ihr gelassen hatten) unter dem Lehnstuhl, hinter dem Bücherschrank oder wo er sich sonst gerade versteckt hatte, hervor und wie ein komischer kleiner Tiger mit vorgestreckten Krallen auf ihn los. Manchmal sprang er fehl, manchmal aber bekam er ihn zu fassen, packte die Schwanzspitze mit den Zähnen und riß und zerrte mit gespielter Wut an ihr. Seine Mutter konnte sie erst mit einem tüchtigen Ruck aus seinen Zähnen befreien. Da kroch er dann unter den Lehnstuhl zurück und bereitete sich geduckt, mit zitternden Hinterschenkeln, zu neuem Sprung. Der tragisch und verzweiflungsvoll gestikulierende Schwanz war für ihn das unwiderstehlichste Spielzeug. Der Mutter Geduld war engelhaft. Kein Tadel, keine strafende Zurechtweisung! Wurde das Kind allzu lästig, dann wechselte sie den Platz, das war alles. Und dabei miaute sie immerzu kläglich und hoffnungslos: „Je ne suis pas heureuse ici, je ne suis pas heureuse ici." Es war herzzerreißend,

gerade weil die Kapriolen des Kätzchens sich so überaus drollig ausnahmen, gleichsam als tölpelte ein Dummer August mitten in Melisandes Klage hinein – nicht etwa wissentlich oder böswillig, denn es lag nicht die leiseste verletzende Absicht in des Kätzchens Spiel, sondern aus reinem Unverstand. Jedes von beiden verbüßte seine Einzelhaft auf Lebensdauer, es gab keinen Austausch der Gefühle und Gedanken zwischen den Gefängniszellen, es gab keine Verständigung. Katzenpredigten können ungemein niederdrückend wirken.

KARL SCHEFFLER / DIE ZUKUNFT DER GROSSSTÄDTE

Die Gesellschaftsordnung des neunzehnten Jahrhunderts war noch durchaus auf dem Erbgedanken gegründet. Vererbt wurde der Stand, oft der Beruf und in einer sehr konsequenten Weise das Vermögen. Aller Besitz galt als unantastbar, fast als heilig. Das ist anders geworden und wird noch mehr anders werden. Eine Umschichtung hat begonnen und wird unaufhaltsam fortgesetzt. Der Adel tritt als eine lebendig das Leben gestaltende Klasse endgültig ab; und das Bürgertum verändert sein Wesen, es vermischt sich mit dem Proletariat und bildet gemeinsam mit diesem einen neuen Stand in der Mitte, von so großem Umfange, daß er fast das Ganze ausfüllt und eigentlich nur noch peripherische Existenzen zuläßt. Es gibt nach wie vor Anordnende und Ausführende, Inhaber der Gewalt und Subalterne; aber es gibt kaum noch im Sinne der früheren Zeiten Befehlende und Gehorchende. Es verschwindet oder es verwandelt sich der Herr, und der Diener verwandelt sich auch. Alle sind Angestellte der Gesamtwirtschaft verschiedenen Ranges. Hervortun kann sich der Mann kaum noch durch

das, was er kraft seines Standes ist, sondern nur durch Willen und zeitgemäße Fähigkeiten. Eine Demokratisierung von riesigem Umfange beginnt, Hand in Hand mit ihr geht eine Sozialisierung, die dem kommenden Jahrhundert ein neues Gesicht geben wird. Entscheidend wird in der Zukunft die soziale Bindung aller an alle sein. Und es wird in jedem Fall auf die Begabung der Völker ankommen, ob die neue Gestalt der Dinge zu einem lebendigen Sozialismus führt oder ob es bei einem bürokratischen Gouvernementalismus bleiben wird.

Dieses sind nicht Gedanken eines parteipolitisch Eingestellten, hinter diesen Meinungen steht nicht der Wunsch eines sozialistisch, kommunistisch oder sonstwie programmatisch Denkenden; es handelt sich vielmehr um reine Feststellungen, die aus Beobachtungen gewonnen sind. Wenn ein Wille beteiligt ist, so ist es vor allem der zur Erkenntnis. Die Ereignisse selbst sprechen eine solche Sprache; und sie kümmern sich nicht darum, ob sie uns angenehm oder unangenehm sind.

Besonders aufschlußreich ist es, wenn man auf die äußersten Grenzen des Aktionsgebietes blickt, auf Rußland und Amerika. In Rußland springt der geschichtsbildende Wille über das Bürgertum einfach hinweg, die Entwicklung geht von fast mittelalterlich patriarchalischen Zuständen zu einem radikalen Kollektivismus über: zwischen Leibeigenschaft und unbedingtem Selbstbestimmungsrecht ist kaum ein Zwischenglied. Zwar hat der kommunistische Kollektivismus unter der Herrschaft einer Diktatur selbst wieder Züge von Leibeigenschaft; doch ist es grundsätzlich etwas anderes: es ist ein Riesenexperiment jenes Freiheitsinnes, der auf Gehorsam, Einordnung und Staatsgefühl gegründet ist. Es läßt sich nicht verkennen, daß es sich in Rußland um eine tiefgreifende, zwangsläufige Revolution handelt, die sich wie im Auftrag der Menschheit vollzieht und die

darum nicht auf Rußland beschränkt bleibt. Der Geist des neuen Rußland wirkt auf die europäischen Völker und auf die asiatischen. Der russische Bauer, der gestern noch ein Höriger war und sein Feld mit den primitivsten Geräten bestellte, wird morgen ganz politisiert sein, belehrt über seine Rechte und Pflichten, er wird seine Lage so klar übersehen wie nur irgendein Großstädter. Er wird vom fortreißenden Geist der Fünfjahrespläne gezwungen, vom altertümlichen Pflug unmittelbar zum Traktor, zum Maschinenbetrieb größten Stils überzugehen, er wird gezwungen, seine bisher altväterische Landwirtschaft über Nacht zu industrialisieren. Zuerst nur distriktweise, dann aber immer allgemeiner. Damit nimmt der russische Bauer ein Gesicht an, das man nicht bäuerlich im alten Sinne, aber auch nicht bürgerlich oder proletarisch nennen kann. Ein neues Menschengesicht, ein neues Gesellschaftsgefühl ist hier im Werden. Nicht viele Jahrzehnte werden vergehen, und der russische Bauer wird in einigen wesentlichen Zügen dem amerikanischen Farmer gleichen. Heute scheinen beide noch zwei Welten anzugehören; doch sind die Welten nur durch eine schmale Scheidewand getrennt. Soweit es sich um den Geist der Großstadt handelt, strebt der amerikanische Individualkapitalismus und der kollektivistische Staatskapitalismus in Rußland demselben Ziele zu.

Betrachtet man den amerikanischen Farmer, so ist es klar, daß man ihn nur sehr bedingt einen Bauern nennen kann. Kein europäischer Bauer hat jemals Landwirtschaft so unternehmerhaft rationell, so mit Hilfe intensivierender Arbeitsteilung betrieben. Das Wesen des europäischen Bauern war stets, daß er patriarchalisch sich selbst genügte und das fürs Leben Notwendige im wesentlichen selbst erzeugte. Er brauchte nur weniges zu kaufen und zu verkaufen, seine Existenz ruhte in sich selbst. Einen solchen Bauernstand kennt Amerika nicht, hat es kaum jemals gekannt. Der

Farmer ist Spezialist für den Anbau von Korn, Obst oder Gemüse, für die Aufzucht von Rindvieh, Schweinen oder Geflügel. Er konzentriert sich auf eines und steigert dadurch die Produktion; er denkt kapitalistisch, das heißt großstädtisch, weil er sich ganz als Lieferant für die Großstädte fühlt. Dadurch wird er aber auch weit mehr als der europäische Bauer abhängig von der Gesamtwirtschaft; er bedarf alles dessen, was er selbst nicht erzeugt, seine Tätigkeit hat teil an der großen nationalen, ja weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung. Er benutzt industrielle Methoden, macht sich alle Maschinen, Erfindungen und Organisationen zunutze und züchtet Vieh nicht viel anders, wie der Industrielle Automobile baut. Die Folge ist, daß er ganz unbäuerlich denkt, daß er sich industriell und händlerisch einstellt und vom Gedanken des Großbetriebs ausgeht. In dem Maße nun aber, wie dieser amerikanische Farmer privatkapitalistisch arbeitet und wie der russische Bauer staatskapitalistisch denken und arbeiten lernt, wird der europäische Bauer sowohl von Ost wie von West beeinflußt und in den großen, unaufhaltsamen Umwandlungsprozeß hineingezogen. Auch die europäische Landwirtschaft geht einer großen Rationalisierung entgegen, insofern als auch sie mehr und mehr im Sinne der großstädtischen Arbeitsweisen begriffen wird. Um so mehr und vollständiger, als auf dem geschichtlichen Wege der großen Weltsozialisierung — als notwendige Entwicklungserscheinung — eine Periode gesteigerten Nationalismus liegt, eine Periode des grundsätzlichen Selbstgenügens, während deren jedes Land gezwungen ist, sich zeitweise auf sich selbst oder auf einen engen Verband mit Nachbarvölkern zurückzuziehen und möglichst ganz den eigenen Bedarf zu produzieren, wodurch die Intensivierung und Rationalisierung der Landwirtschaft nur noch mehr zum Gebot der Stunde wird. Die Spezialisierung beginnt dann auch schon in Europa;

und die Produktionsteilung wird auch hier eine Produktionssteigerung sein. Sie wird es sein müssen, es ist eine Existenzfrage. Damit ändert sich dann aber auch in Europa der Charakter der Landbevölkerung. Das städtische Empfinden wird aufs Land hinausgetragen, die Landbevölkerung gibt ihre stille Selbstbeschränkung auf, alle wollen teil haben an allem, das Land will nicht länger hinter den Städten zurückstehen.
Was sich vorbereitet, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr sich im letzten Jahrhundert eine Feindschaft zwischen Stadt und Land herausgebildet hat. Die Landbevölkerung fühlte sich von den wirklichen und eingebildeten Vorteilen, die die Stadt bietet, und von der Vornehmheit und Freiheit, die alles Städtische nun einmal scheinbar umgibt, ausgeschlossen; und sie reagierte mit Selbstgerechtigkeit und moralischer Verurteilung. Die Großstädter dagegen betrachteten das Land immer etwas von oben herab, sahen darin nur eine Vorratskammer für die Städte und dünkten sich vornehmer und fortgeschrittener. Der Zustand war so, ist noch heute so, daß das Land nur der Großstädte wegen dazusein scheint. Eine verhängnisvolle Folge war das, was mit dem Wort Landflucht gekennzeichnet ist. Seit hundert Jahren drängt die Landbevölkerung in die Großstädte, strebt der Landarbeiter zur Industrie, um die Vorteile des Stadtlebens zu genießen. Daraus ergab sich ein sprunghaftes Anwachsen der Städte, die übermäßige Entwicklung der Großstädte und die Gestaltlosigkeit des großstädtischen Lebens. Man hat geglaubt, dieser Landflucht mit moralischen Betrachtungen und Ermahnungen begegnen zu können, als sich das Verbot der Freizügigkeit nicht länger aufrecht erhalten ließ. Damit ist aber einem instinktiven Trieb nicht beizukommen. Unüberwindlich ist die Tatsache, daß den Landarbeiter die Arbeits-, Wohn- und Lebensbedingungen der Stadt

anlocken. Wer eine Möglichkeit sieht, dem eintönigen Landleben zu entfliehen, in der Stadt mehr bares Geld zu verdienen, dieses Geld nach Feierabend in der Wirtschaft, im Verkehr mit Kameraden, für Vergnügungen auszugeben, sich beständig in der Menge zu bewegen, dreimal täglich Zeitungen zu lesen, Versammlungen, Theater, Kinos zu besuchen und ungebunden im Erotischen zu sein, der wird alles daran setzen, den Wunsch zu verwirklichen. Das ist menschlich, Gründe richten dagegen nichts aus. Tatsache ist, daß die Landbevölkerung Verlangen hat nach dem Geist der Städte.

Hier ist nun der Punkt, wo es offenbar wird, was es mit der Zukunft der Großstadt auf sich hat. Auf der einen Seite wird der Drang zum Großstädtischen immer unaufhaltsamer, er tritt um so bewußter hervor, je unbäuerischer und unternehmerhafter die Landbevölkerung sich einstellt, je mehr die Grenzen der Stände und Klassen sich verwischen, je unzweideutiger die Masse als sozialisierende Macht hervortritt. Auf der andern Seite können die Großstädte kaum noch Bewohner aufnehmen, weil sie überfüllt und überorganisiert sind, weil sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit schon weit überschritten haben. In diesem Dilemma ist die Entscheidung, die Lösung eigentlich schon gefunden: die Lösung, die die Geschichte selbst herbeiführt, besteht darin, daß die der Gesinnung nach städtisch werdende Landbevölkerung, die dennoch nicht mehr in die Städte abwandern kann, die Großstadt zu sich aufs Land hinauszieht. Mit andern Worten: das Land, das ganze Land will zur Stadt werden, es zwingt die Stadt zu sich hinaus, die weite Landschaft füllt sich mit städtischem Geist. In Amerika, in Rußland und in Europa.

Das geschieht nicht morgen und nicht übermorgen. Jahrzehnte werden vergehen, ehe die Auswirkungen des allgemeinen Wollens erkennbar werden. Und es wird wahr-

scheinlich noch neuer Katastrophen in allen Ländern bedürfen, bevor sich der Sinn der Geschichte konkret verwirklicht. Dennoch fehlt es nicht an Anzeichen, die schon auf das Kommende hindeuten.
Eines dieser Symptome ist die unverkennbare Tendenz der Industrie, die Großstadt zu verlassen und sich in der Nähe der Rohstofflager oder, sofern das unmöglich ist, auf wohlfeilem Boden, an den Hauptlinien des Verkehrs anzusiedeln und ringsherum die für den Betrieb nötigen Arbeiterhäuser und Beamtenwohnungen anzulegen. Noch vor kurzem wurde geglaubt, die Industrie sei untrennbar von der Großstadt; heute glaubt man sie auf dem Lande besser aufgehoben. Daß diese Überzeugung schon verwirklicht wird, sieht man auf jeder längeren Eisenbahn- oder Autofahrt mit Augen. Überall aber, wo solche Industriekomplexe entstehen, ist ohne weiteres der Geist der Städte bauend an der Arbeit. Industrie bringt Großstadtgesinnung aufs Land hinaus und schafft viele kleine Zellen, die den Trieb haben, sich wachsend zu erweitern. Nicht anders ist es mit der umfassenden Siedlungsbewegung, die nach dem Kriege fast in allen Ländern nachdrücklich eingesetzt hat und die sowohl das Land wie die Großstädte an ihrer Peripherie verwandelt. In dieser sozialen Bewegung, die sich in Deutschland nicht gescheut hat, selbst auf unsicheren wirtschaftlichen Grundlagen die größten Baupläne zu verwirklichen, die verantwortungslos – um einer höheren Verantwortung willen – sogar mit Kapital gebaut hat, das von anderen Nationen geliehen war und wofür Deckung nicht vorhanden war; in dieser Bewegung, die wieder einmal beweist, daß es in der Regel nicht die wirtschaftlichen „Blütezeiten“ sind, die das sozial Wünschenswerte tun, sondern die Notzeiten, in denen Geld aufhört, ein absoluter Wert zu sein, äußert sich ein Wille, der etwas wie ein Gegenspiel der alten Landflucht ist, nämlich eine Stadtflucht. Die in-

nere Wohnstadt wird mehr und mehr verlassen – überall: in Berlin, in Amsterdam, in Wien, in allen Großstädten. Nicht nur weil die Wohnungen dort zu groß und zu teuer sind, sondern weil sich die Wohnbedürfnisse von Grund auf ändern. Die ärmer gewordenen, unsicherer lebenden Stadtbewohner wollen kleinere Wohnungen haben; diese kleineren Wohnungen aber sollen große Siedlungsverbände bilden, architektonische Einheiten mit eigenen Wohnstraßen, Gartenhöfen und Ladenstraßen, mit gemeinsamen Waschküchen und Fernheizanlagen, Spiel- und Sportplätzen und Kindergärten. Das Wohnen soll leichter werden durch Zusammenschluß und durch gemeinsame Benutzung mechanischer und maschineller Hilfen. In die Großstädte kommt durch diese großen Wohnsiedlungen, die an der äußersten Peripherie der Städte errichtet werden, ein neuer Geist des Städtebaues. Die Großstadt wird dadurch aufgelockert. Und aufs Land wird durch die großen Siedlungen von Einfamilienhäusern mit Garten in einer neuen Weise Stadtgeist hinausgetragen. In solchen Siedlungen wohnen hauptsächlich Großstädter. Diese sind aber nicht willens, Bauern alten Stils zu werden. Solch eine in sich abgeschlossene, zwischen Wiese, Wald und Heide daliegende Siedlung ist kein Dorf. Sie ist aber auch nicht der Vorort einer Großstadt. Sie ist vielmehr etwas wie eine Filiale der Stadt auf dem Lande. Sie rechnet, so läßt sich sagen, von vornherein mit Auto, Telephon und Radio, mit der Schnelligkeit des modernen Verkehrs. Diese Entwicklung macht dann aber auch nicht vor den landwirtschaftlich betriebenen Gütern Halt. Entweder werden die großen Güter zerschlagen und in viele kleine Bauernstellen aufgeteilt: dann werden die Inhaber dieser kleinen Anwesen durch Zeitbedürfnisse gezwungen, sich zu spezialisieren, die Bodenkultur zu intensivieren und mehr als bisher unternehmerhaft zu denken, wodurch sie sich dann wie von

selbst dem städtischen Geiste annähern; oder es stellt sich auf den größeren Gütern der Zwang zu einer rationellen Bewirtschaftung ein, die unter Umständen unter Staatsaufsicht wird vor sich gehen müssen: diese halbe oder ganze Verstaatlichung, die ja überall das Gebot der Stunde ist, wird dann aber ebenfalls den alten bäuerlichen Geist austreiben, sie wird, mit den Traktoren, großstädtischen Geist auch in den landwirtschaftlichen Betrieb bringen. In dem Maße aber, wie die ländlichen Anwesen, die Güter, die Siedlungen, die Industriezentren und die schon vorhandenen Städte immer mehr zu Knoten eines vorläufig noch weitmaschigen Netzes werden, wird das ganze Land den Charakter einer stark aufgelockerten Großstadt annehmen. In manchen Gegenden erscheint das Land schon heute wie eine aufgelöste Großstadt. Man denke an gewisse Gegenden in Holland und Belgien, an das Bodensee-Ufer der Ostschweiz, an große Teile von Sachsen, an die Landschaft zwischen Bitterfeld, Halle und Naumburg oder gar an die deutschen Industriebezirke im Westen. Dort hat das lebendige Bedürfnis bereits Grundlinien dessen gezeichnet, was überall werden will. Ist man einmal aufmerksam geworden, so können an vielen Stellen Anzeichen dafür gefunden werden, daß aus der übermäßig gewordenen Stadtwirtschaft ein Zustand hervorgehen will, in dem Stadt und Land eins werden und der darum den lähmenden Widerstreit von Stadt- und Landgesinnung, von städtischer und ländlicher Interessenpolitik nicht mehr kennt. Man darf sich den Gestaltwandel nicht so vorstellen, daß die bestehenden Städte verschwinden, daß sie abgetragen und zertrümmert werden. Sie werden bestehen bleiben und ihre Funktion haben, als Mittelpunkte der Wirtschaft und der Regierung. Doch werden sie nicht mehr so wichtig sein und an ungesunder Anziehungskraft einbüßen. Auch wird es natürlich nicht so sein, daß das ganze Land städtisch wird.

Große Strecken freien Landes, Äcker, Wiesen, Forste, Berge und Moore werden zwischen den eng kolonisierten Teilen bleiben. Dennoch wird es sein, als sei eine Provinz eine einzige große, aufgelockerte Stadt oder ein Verband von Städten, deren Grenzen verschwimmen. Noch vor zwanzig Jahren beschäftigten sich die vorausschauenden Architekten mit Ideen des Städtebaues, sie planten auf dem Papier große Durchbrüche innerhalb des großstädtischen Häusermeeres, sie zeichneten in ihre Pläne Ausfallstraßen, legten in Gedanken Grünflächen an und Kolonieen von Wohnhäusern außerhalb der Geschäftsstadt. Heute geben sie sich mit solchen Reformen nur noch ab, insofern der Auftrag einer Stadtverwaltung vorliegt. Was sie jetzt interessiert, sind Regional- und Landesplanungen größeren Stils, das heißt der planmäßige Ausbau ganzer Provinzen nach einheitlichen Gesichtspunkten. Was diesen Architekten aber als eine ideale Lösung vorschwebt, das ist zu guten Teilen vorweggenommene Wirklichkeit.

Eine solche Entwicklung ist freilich nur möglich, wenn die Nationen Europas aufhören werden, sich gegenseitig das Dasein zu erschweren: durch Sanktionen, Tributzahlungen, Zollmauern und unlauteren Wettbewerb; wenn sie freiwillig tun, wozu sie eines Tages doch durch die Lebensnot gezwungen werden, wenn sie eine große Arbeitsteilung einführen. Die Tendenz zur Bildung eines europäischen Staatenbundes ist ja aber, trotz aller nationalistisch betonten „Autarkie" in den Ländern, vorhanden. Die nationale Selbstbeschränkung ist nur ein Intermezzo, ist nur eine Reaktion innerhalb der großen weltwirtschaftlichen Revolution, in der wir uns befinden. Mit innerem Zwang will werden, trotz aller Rückschläge, was man die Vereinigten Staaten Europas genannt hat. Daraus wird sich einst eine innere Verbundenheit der Nationen ergeben, die heute kaum schon vorstellbar ist. Es ist eine zukünftige europäische

Wirtschaftsgemeinschaft vorstellbar, die sich äußerlich vielleicht als eine Zollunion darstellen wird. Innerhalb dieser Wirtschaftsgemeinschaft könnte ein so geregelter Austausch von Bodenprodukten, Gütern und Fabrikaten stattfinden, daß in wesentlichen Teilen eine Selbstversorgung Europas garantiert wäre. Das gegenwärtige Bestreben der europäischen Völker, sich national zusammenzufassen, hängt mit dem Europagedanken eng zusammen, sosehr sich beide Tendenzen oft auch zu widersprechen scheinen. Unionismus erzeugt stets einen gewissen Partikularismus. Jedes Land, jedes Volk will im großen Verband seinen Charakter, seine Persönlichkeit bewahren. Es gehen darum nebeneinander zwei Bestrebungen einher, die sich nur scheinbar bekämpfen, ein extensives und ein intensives Streben. Der Ausgleich dieses Zwiespalts – eines Zwiespalts, der im tieferen Sinn keiner ist, weil er nur darin liegt, daß verschiedene Seiten desselben Problems zugleich gesehen werden – kann nicht in der heutigen Großstadt gefunden werden, denn sie muß einseitig das Paneuropa wollen; und er kann nicht auf dem Lande gefunden werden, denn dieses muß ebenso einseitig die nationale Zusammenfassung der Volkskräfte wollen. Gefunden werden kann die Synthese nur in einem zur Stadt gewordenen Land. Nur dort kann sich das Europäische mit dem Nationalen vertragen.

Was die Geschichte will, ist also eine Formsetzung größten Stils, die endlich zur Beruhigung und Gesundung führt. Die Geschichte will zugleich ein Mehr und eine Beschränkung. Sie ist außerstande, sich zurückzubilden. Es ist unmöglich, die Großstadt mit reaktionärer Gesinnung abzubauen; sie kann nur durch sich selbst überwunden werden, wie Bazillengifte nur durch einen aus ihnen gewonnenen Impfstoff unschädlich gemacht werden. Oder um es anders auszudrücken: nur der Speer, der die Wunde schlug, heilt sie auch.

Die Frage läßt sich noch von einer andern Seite betrachten und führt dann zu denselben Schlußfolgerungen: von seiten der Technik. Ein allgemeinverständliches Beispiel mag zur Einführung dienen. Als sich die Großstadt ausbildete, entstanden zwangsläufig hohe Stockwerkhäuser. Um diese bewohnbar zu machen, wurden die Wasserleitung, die Wasserspülung und die unterirdische Kanalisation eingeführt. Diese Neuerungen wurden lebhaft begrüßt; es sah aus, als seien sie nur der Bequemlichkeit der Bewohner wegen eingeführt worden. Jeder kam sich besonders vornehm vor, wenn er eine Wohnung innehatte, die Wasserleitung und Gasrohre enthielt. In Wahrheit wurden die neuen Einrichtungen getroffen, weil ohne sie das Wohnen in hohen Stockwerkhäusern aus Gründen der Hygiene und Sicherheit unmöglich geworden wäre, sie waren aus der Notdurft geboren. Dieses Beispiel zeigt, daß jede Erfindung, die der Allgemeinheit dient, wie sehr sie auch dem Spielbedürfnis der Menschen entgegenkommen mag, von der Not, vom Bedürfnis erzwungen ist. Eine Erfindung kann dem Bedürfnis kurz vorhergehen; auch dann ist sie jedoch ein Produkt latent vorhandener Bedürfnisse. Die Buchdruckerkunst zu erfinden, war, zum Beispiel, nichts Ungewöhnliches. Es muß wunder nehmen, daß sie nicht schon früher erfunden worden ist. Sie wurde vorher nicht gebraucht. Erst die Reformation, die Renaissancegesinnung, ein neues europäisches Mitteilungsbedürfnis und eine neue wißbegierige Weltanschauung schufen die Vorbedingungen. Als diese aber einmal gegeben waren, ließ die Erfüllung nicht auf sich warten. In diesem Sinne darf man sogar sagen, Amerika sei erst entdeckt worden, als ein dunkler Expansions- und Kolonisationstrieb auf Entdeckungsreisen ausging.

In einem hoch in den Bergen gelegenen Wallfahrtskirchlein in Kärnten, dessen Ruf übrigens über die nächsten Talgaue kaum hinausdrang, sah ich einmal zu kühler Rast auf einer Wanderung die kleinen und großen Bilder an, mit denen die Wände vollhingen und welche die wunderbaren, durch die Wallfahrt erzielten Heilungen und Errettungen mit einfältiger Anschaulichkeit darstellten. Ein Bild fiel mir in die Augen, das offenbar das älteste darunter war; die andern mochten, im Laufe der Zeit dazu gehängt, es nach und nach eingeschlossen haben, denn es hatte mit ihren Darstellungen nichts gemein, und es konnte nicht aus dem Anlaß einer „Verlobung“, wie man in den Alpen vom Gelöbnis sagt, hierher gestiftet sein. Ich betrachtete es mit wachsender Teilnahme. Die Figuren standen wohl etwas steif darauf und verrieten, daß der Maler einer bäuerlichen Welt angehört hatte; allein es war keine, die nicht ihr Eigenleben verraten hätte; ihre Augen glänzten mit Gewalt aus den deutlich und besonders gezeichneten Gesichtern, aus Gewandung und Gerät sprach Phantasie, und im Ganzen lebte ein heimliches und starkes dichterisches Empfinden, so daß ich mir das Bild als eine schöne und erfreuende Begegnung vor dem Auge noch manchmal wiederholte, als ich den Weg durch die laut vom Wasser durchrauschte Waldschlucht hinabstieg. Nicht lange darauf konnte ich einen jungen Gelehrten, der die Kunstschätze seiner Heimat wohl kannte, nach dem Bilde fragen; er erinnerte sich wohl daran und wies nur darauf hin, daß seine Darstellung, das Nebeneinander einer Reihe bestimmter Figuren, nicht ursprünglich sein könne, sondern nach einer Vorlage gearbeitet sei, die in älterer Zeit weit verbreitet gewesen. Doch gäbe es über dieses Bild im besonderen eine kleine Erzählung in einem alten Buch, von dem sich nur sehr

wenige Exemplare erhalten hätten und das wegen der Kuriositäten aus der Landesgeschichte, die es in argem Kunterbunt zusammengetragen, immer noch sehr geschätzt würde. Das Buch hieß, nach der schnörkelhaften Ausdrucksweise der Türken- und Pestzeit, „Kärntnerischer Tandelmarkt", und da ich es nachschlug, erfuhr ich über jenes Bild die folgende Geschichte.

Vor Jahren, bald nachdem ein auffälliges Wunder den Zulauf der Wallfahrer nach diesem Kirchlein wieder einmal erhöht hatte, kam ein junger Mensch, Kind dieses Landes, von mehrjähriger Wanderschaft wieder heim. Er war in der Fremde Maler geworden, hatte viel gesehen und etwas gelernt. Sein Vater hatte ein unweit gelegenes Bergwerk mit Glück betrieben und ihm Haus und kleines Vermögen hinterlassen. Ob seiner Kunst wurde der Ankömmling mit Achtung aufgenommen, es fanden sich Gelegenheiten, daß er seine Geschicklichkeit zeigen konnte, und man wußte von ihm bald weit ins Land hinein. Nun erwies sich mit der Zeit, daß dieser Mann und die Leute nicht recht zusammenpaßten. Am Wirtshaustisch, an dem er sich anfänglich manchmal einfand, führte er hochfahrende und schnell aufbrausende Reden, die verrieten, daß er viele Dinge auf Erden verachtete, die bei andern in Ansehen standen, von seiner Kunst aber eine stolze Meinung hatte, die wieder die andern nicht teilen konnten, worüber sie, wenn sich dies unbeholfen äußerte, von ihm als die lächerlichsten Patrone auf der Welt hingestellt wurden. So stieß er ab, wer sich ihm genähert hatte, und die etwa zu Anfang darauf bedacht waren, daß er ihre heiratsfähigen Töchter vor Augen bekäme, erlitten in ihrem Beginnen bald eine Abweisung solcher Art, die sie kaum hätten in begründende Worte fassen können, die sie aber nie verziehen. Es war keine Freundschaft um ihn; und wie die Jahre gingen, kam es dazu, daß er sich immer mehr abschloß, daß er mit seinem

dichten schwarzen Haar und Bart und den glühenden schwarzen Augen, durch seine einsamen Berggänge auch in stürmischen Nächten und im Winter und nicht zuletzt mit seinen lauten, heftigen Selbstgesprächen vielen Leuten unheimlich wurde. Dennoch, wer etwas malen lassen wollte, kam unfehlbar zu ihm. Es gab nämlich etwas ganz Besonderes, das die Menschen zu ihm zog. Wenn er auf Verlobungsbildern oder sonstigen Gedächtnistafeln Unglücksfälle oder große Gefahren oder irgendwelche Ungetüme zu malen hatte, so sahen die immer wirklich zum Fürchten aus. Ein brennendes Haus, eine hereinstürzende Wasserflut, ein wildes Gewitter oder eine Lawine waren immer mit einer Wahrheit gemalt, die die Leute schaudern machte, und als einmal ein Kind vor dem Drachen, den er unter einem Sankt Georg gemalt, jämmerlich zu schreien begann, lachte er überlaut und meinte, nun habe ers getroffen. Das überstandene Übel konnte für die Leute ja nicht schrecklich genug aufgezeichnet werden, und hierin erlangte er ihre ganze Zufriedenheit. Nur sahen daneben die heilige Maria oder die Dreifaltigkeit in der Glorie, die über solchen Ereignissen zu thronen pflegten, meist etwas kümmerlich aus, sie waren recht klein und entfernt, und man meinte, ihrer nicht recht inne werden zu können; ja es sah geradezu aus, als ob jemand versucht hätte, sie wegzuwaschen. Es kam des weiteren hinzu, daß der Maler auch allerlei Mixturen zu brauen pflegte, mit denen er vortrefflich neue Farben zu finden trachtete, aber wohl eigentlich Gold machen wollte; und es gab wohl welche, die den Verdacht hegten, ob er es nicht mit finsteren Mächten zu tun hätte, mit denen er etwa in Venedig ein Bündnis geschlossen; denn in den welschen Städten kam vielerlei vor, was den Leuten im Gebirge nicht gefiel. Jene Mächte hätten ihm für ihre Hilfe bei seinen Arbeiten wohl gar zur Bedingung gemacht, die heiligen Gestalten auf den Bildern ganz klein

und unscheinbar zu lassen, während die Nachstellungen, die sie den Menschen bereiteten, großartig an den Wänden der Kirche zu sehen wären. Die Vernünftigen aber meinten, die Bilder würden doch geweiht, und da entflöhe alles Böse, das sich etwa einschliche; und man hätte keinerlei schlimme Zeichen wahrgenommen.
Eines Sonntags in der Fastenzeit, als die Messe gerade aus war, kam ein alter Gebirgsbauer zu dem Maler, zog ein ganz mürb gewordenes und schon in mehrere Teile zerfallenes Blatt aus der Tasche, entfaltete es, die Augen ganz nahe dazu führend, denn er sah schon sehr schlecht, und breitete es dem Maler auf den Tisch aus. Der Maler betrachtete es und sprach: „Das ist ein Kupferstich, was wollt Ihr damit?" Der Bauer meinte, das Bild hielte nicht lange mehr aus; er möchte aber, daß es auf dem Hofe bleibe, so wie er es ererbt habe, und ob er es ihm neu machen könnte. Der Maler entgegnete, er könnte es ihm nur auf Holz und in Farben machen, ob er damit einverstanden wäre. Und da der Bauer hörte, daß es dann recht dauerhaft würde, war ers zufrieden.
Auf dem Blatt waren die Stände der Welt dargestellt, eine Figur neben der andern, und unter jeder stand, wie von ihrem Munde gesprochen, wozu sie auf Erden bestimmt war. Da war der Papst, unter dem stand: Ich segne euch alle. Dann war der König, unter ihm stand: Ich regiere euch alle. Der Beamte hatte den Spruch: Ich verordne euch alle. Der Arzt: Ich kuriere euch alle. Der Soldat: Ich schütze euch alle. Der Bauer: Ich nähre euch alle. Das Mädchen: Ich verführe euch alle. Als letzte Figur danach war der Tod aufgemalt mit dem Wort: Ich ernte euch alle.
Der Maler bildete diese Gestalten in prächtigen Farben ab, als letzte Figur jedoch malte er nicht den Tod, sondern, grausenerregenden Ansehens, den Teufel und schrieb darunter: Ich hole euch alle.

Der Bauer kam, nachzusehen, wie sein Bild geraten wäre; und er brachte seine Enkelkinder mit, die ihn auf dem Kirchgang zu begleiten pflegten und die er bei jenem ersten Besuch vor der Tür hatte warten lassen. Da sie nun das Bild, das sie wohl kannten, prangend von bunten Farben, vor sich aufgestellt sahen, schrieen sie auf in Lust, weil es so schön geworden, und in Freude, weil sie so etwas auf ihrem Hof haben sollten. Der Großvater, zuerst erschrocken, lachte, daß er es ihnen recht gemacht, und hielt seinen weißen Kopf unbedeckt wie in der Kirche ganz nahe vor jede einzelne Figur und die Unterschrift. Die Jugend zeigte mit vielen Ausrufen auf jede einzelne Gestalt; sie sprachen über jede, und der jüngste Bub sagte mit strahlenden Augen, der Soldat gefiele ihm am besten, so schön wären sein Schnurrbart, seine Pluderhosen und sein Gewehr. Der zweite Bub meinte, ihm gefiele wohl der Papst am besten, und wandte den Blick nicht von der dreifachen Krone, obschon diese etwas matt geraten war. Der dritte war ein naseweiser, junger Bursch, der den Dirnen schon nach den Waden sah, und ihm gefiel das Mädchen am besten, weil es recht rund sei und so rote Backen habe. Das eine kleine Mädchen, das ein wenig scheuen Wesens war, sagte, ihm gefiele der Arzt am besten in seinem schwarzen Talar. Der Großvater aber nickte vor sich hin und sagte, der Bauer wäre doch am schönsten anzusehen, der ernähre alle, und sie sollten nur bauen und brav bleiben. Alle aber waren sie einig darin, daß ihnen der Beamte und der Teufel ganz und gar nicht gefielen. Nur das älteste Mädchen hatte kein Wort gesprochen. Es war ein edelgebildetes Geschöpf mit leuchtenden braunen Augen und überragte die ganze kleine Schar an Wuchs und Anstand und hatte nur mit ruhigem Blick das Bild geprüft. Es wandte sich zuletzt an den Großvater und sprach: „Ist dir alles so recht und angenehm, wie es der Herr Meister da auf das Bild aufgesetzt hat?“ „Alles so

recht und angenehm," nickte der Großvater, „und es ist eine ziemlich schöne Tafel geworden." „Aber Großvater, hast du auch alles wohl betrachtet? Und weißt du denn auch noch, wie es auf dem alten Blatt gewesen?" Sie nahm das zerfallene Bild vorsichtig in die Hand und wandte sich an den Maler: „Ihr habt an Stelle des Todes den Teufel auf das Bild gemalt; habt Ihr das mit dem Großvater so abgeredet?" „Keineswegs," entgegnete der Maler mit einem kecken Aufwerfen des Kopfes, „dazu hat es mich frei gelüstet, und das gefiel mir so." Darauf überzog eine dunkle Röte das Gesicht des Mädchens, und nach einem Schweigen hob es das Haupt und sprach: „Die Abrede ist getroffen, daß Ihr malen sollt, was Euch der alte Bogen da angibt; und eine Verwechslung nach Eurem Willen war nicht vorgesehen. Es ist nicht not, daß wir dieses Bild als ein solches annehmen und bezahlen, wie wir es in Arbeit und Ausführung gegeben haben." „Was sträubst du dich denn, mein Kind, da ich es schon angenommen habe?" sagte der Großvater mit Lächeln. „Hat er es nicht gut gemacht? Ich sehe mir doch lieber den Teufel an als den Tod; denn mit jenem mag eines dank Gottes Hilfe wohl fertig werden, dem Freund Streckbein aber kann keines ausweichen." „Du sprichst das Richtige aus, Großvater!" rief das Mädchen, „aber danach seid Ihr uns, Herr Meister, eine Figur schuldig geblieben, um die wir noch bitten. Nicht der Teufel, der da sagt: Ich hole euch alle, soll der letzte sein auf dem Bilde, sondern Ihr sollt uns nach ihm noch einen Engel dazu malen und darunter die Schrift: Ich rette euch alle."

Es schien, als ob der Maler einen trotzigen Einwurf oder gar einen Fluch unterdrückte; er sah auf das Bild und dann ganz bitterböse auf das Mädchen. Vielleicht, daß er erst unschlüssig war; aber was er zuletzt als Antwort fand, war ein geschwinder und rasch zurückgezogener, unsicherer Blick von unten herauf und ein Brummen, das anschwoll,

bis es fast wie ein Stöhnen aus seiner Brust drang. Und dann schob er die Buben, die sich bei seinen Flaschen und Tiegeln zu schaffen gemacht, aus der Werkstatt und damit, es war nicht mißzuverstehen, eigentlich die ganze Familie.
Die Nachbarn merkten an diesem Tag, daß er öfters unruhig durchs Haus polterte und mit den Türen schlug. Als am nächsten Sonntag das Mädchen mit einem der Brüder nachsehen kam, erklärte er ihm, er hätte nichts Neues gemalt, und ließ auch nicht sehen, wie weit er wäre. Nun kamen sie erst am zweiten Sonntag danach, da sagte er: „Ich weiß nicht, ob ich euch das machen kann. Am Ende kann ich euch ja auch das alte Blatt zurückgeben.“ Das Mädchen sah ihn an und blickte dann bekümmert auf das Bild. „Ach, das müßt Ihr doch können“, murmelte sie. „Warum denn, warum muß ich?“ rief er gereizt. Sie schwieg zuerst, dann sah sie von einer Figur zur andern; beim Teufel hielt sie ein wenig inne; dann atmete sie auf und sprach, lebhafter und zuversichtlich: „Aber es geht doch aus alledem hervor!“ Der Maler entgegnete: „Ist das so? Geht es aus alledem hervor?“ „Ja, es ist so“, erwiderte das Mädchen.
Darauf aber blieben sie lange aus. Der Sommer ging ins Land, da traf der Maler auf einer Alm, zu der er Wurzeln stechen ging, er brauchte solche für seine Tinkturen, unvermutet das Mädchen an. Als er ihrer ansichtig wurde, errötete er und blieb stehen; dann ging er lebhaft und mit hellem Blick auf sie zu; aber als er vor ihr stand, schien er nicht zu wissen, was er sagen sollte. Er sah ihr aufmerksam ins Antlitz, und sie ertrug seinen Blick in einer Art, die wie eine sanfte, von sich selbst kaum wissende Erwiderung war. Endlich stieß er hastig heraus, daß das Bild nun bald fertig würde, so wie sie es gewünscht habe, und am Tage von Mariä Himmelfahrt könnte sie es sehen. Da kamen sie denn alle in seine Werkstatt. Er hatte die verlangte Holz-

tafel mit Geschick an das Bild angefügt, so daß man kaum etwas davon merkte. Und der Engel war so, daß sie alle still wurden und ihn nur ansehen mochten und, je länger sie das taten, desto weniger von dem Anblick lassen mochten. Er hatte einen süßen und dabei entschlossenen Ausdruck in den Zügen, die Haare unter einem Stirnreif umflossen ihn strahlend, seine Gestalt stand hoch mit einem feinen, dienenden Stolz auf lichten Wolken, dahinter die Sterne sichtbar wurden, und darüber stand: Ich rette euch alle. Das Mädchen war die erste, die den Blick wieder hob von dem Bilde; sie tat es aber nur, um mit heller Dankbarkeit auf den Maler zu sehen, der sein Auge davor senkte; und sie schüttelte vor Freude immer wieder den Kopf, als ob sie es gar nicht glauben könnte, was sie mit eigenen Augen sah. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, sie trug die Tafel selber, in eine Hülle eingeschlagen, auf den Hof hinauf und gab sie erst dort wieder aus den Händen. Es kamen aber viele Menschen zu ihnen, um das Bild zu betrachten, und alle waren einig darin, daß der Meister noch auf keiner Tafel eine so liebliche Gestalt wie diesen Engel getroffen hätte. Die übel von ihm gesprochen hatten, erzählten dann allmählich andres von ihm. Man hätte in seiner Behausung oft ein großes wildes Rumoren gehört, und seit dem Morgen von Mariä Himmelfahrt wäre die Mauer über einem Fenster so geschwärzt, als wäre dort ein rußiges Wesen herausgestrichen; und einer wollte darunter einen Pinsel gefunden haben, der hatte ganz schwarze Borsten, und als er ihn genommen und in den Ofen geworfen, wäre er mit einer Stichflamme in Brand aufgegangen.
Man konnte aber wahrnehmen, daß der Maler sich in manchem veränderte. Er wurde zwar nicht weniger schweigsam und unzugänglich, aber es nahm ein mildes Schauen und bald ein so tiefer Friede sein Gesicht ein, daß die Frauen ihn oft heimlich ansahen, um daran ihre Freude zu haben.

In den Bildern, die man bei ihm malen ließ, wurde dem Schrecklichen und Ängstlichen kein neuer Ton hinzugefügt, vielmehr wurde es einfacher und schien nicht mehr die Hauptsache auf dem Gemälde. Dagegen waren öfter die Glorie, die Heiligen, die Schutzpatrone und die Dreifaltigkeit mit einer wunderbaren Herrscherkraft im Bilde zu sehen und sendeten ihren Glanz über die Ereignisse der Not und tief in die Klüfte der Zerstörung und Verirrung. – Der Maler hat dann geheiratet; seine Nachkommen lebten noch bis vor kurzem in jener selben Gegend, in deren oft besuchtes Heiligtum auch das Bild, das er für den alten Bauern gemalt, in einer späteren Zeit übertragen wurde.

AUGUSTE RODIN / TESTAMENT

Ihr jungen Menschen, die ihr euch zu Priestern der Schönheit berufen fühlt, vielleicht freut es euch, hier die Summe einer langjährigen Erfahrung gezogen zu sehen.

Liebt die Meister, die euch vorangegangen sind, und habt Ehrfurcht vor ihnen!

Neigt euch vor der Größe eines Phidias und eines Michelangelo! Bewundert die göttliche Heiterkeit des einen, den wilden Schmerz des anderen! Auf edle Geister wirkt die Bewunderung wie ein stärkender Wein.
Hütet euch aber, eure ältern Kunstbrüder nachzuahmen. Haltet die Überlieferung in Ehren, aber suchet in ihr die ewig fruchtbaren Kräfte: die Liebe zur Natur und die Wahrheit. Das sind die beiden großen Leidenschaften der Genies. Alle hatten eine glühende Verehrung für die Natur, und jede Unwahrheit war ihnen ein Greuel. So reicht euch die Überlieferung den Schlüssel, der es euch ermöglicht, euch vor

der Routine zu retten. Die Überlieferung selbst empfiehlt euch, immer wieder die Wirklichkeit zu befragen, und sie verbietet euch, blindlings einem einzigen Meister zu folgen.

Die Natur sei eure einzige Gottheit.
Glaubt an sie fest und unerschütterlich. Seid überzeugt, daß sie nie häßlich ist, euer Ehrgeiz sei, ihr treu zu sein.
Für den Künstler ist alles schön, denn in jedem Wesen und in jedem Ding erkennt sein scharfer Blick den Charakter, das heißt, die innere Wahrheit, die durch die äußere Form hindurchscheint. Und diese Wahrheit ist die Schönheit selbst. Lernt mit heiligem Eifer: ihr werdet gewiß die Schönheit finden, wenn ihr der Wahrheit auf die Spur kommt.
Arbeitet unermüdlich!

Ihr Bildhauer, entwickelt in euch den Sinn für die Tiefe. Der Geist macht sich mit diesem Begriff schwer vertraut, nur Flächen sind ihm geläufig. In plastischen Formen zu denken, ist ihm unbequem. Und doch besteht darin eure Aufgabe.
Legt vor allem in einem klaren Entwurf die Figuren fest, die ihr zu schaffen gedenkt. Betont nachdrücklich die Richtung, die ihr jedem Teil des Körpers, dem Kopf, den Schultern, dem Becken oder den Beinen geben wollt. Die Kunst fordert Entschlossenheit. Durch einen klaren Zug der Linien werdet ihr den Raum gestalten und euch der Tiefe bemächtigen. Wenn der Entwurf fertig vorliegt, ist alles Wesentliche vorhanden. Euer Bildwerk lebt bereits. Die Einzelheiten entstehen von selbst und ordnen sich dem Ganzen ein.
Beim Modeln sollt ihr nie flach, sondern plastisch denken. Euer Geist empfinde jede Oberfläche als das Äußere einer

Masse, die von hinten her vordrängt. Stellt euch jede Form so vor, als wüchse sie euch entgegen. Jedes Leben entsteht in einem Kern, keimt und entfaltet sich von innen nach außen. Deshalb glaubt man stets in jedem schönen Bildwerk einen kräftigen inneren Trieb zu spüren. Darin liegt das Geheimnis der antiken Kunst.
Ihr Maler, auch ihr sollt euch bemühn, die Dinge im Raum zu sehen. Betrachtet zum Beispiel ein Bildnis Raffaels. Wenn dieser Meister einen Menschen von vorn darstellt, läßt er die Linien der Brust seitwärts verlaufen und schafft dadurch den Eindruck der räumlichen Tiefe.
Alle großen Maler peilen den Raum. In der Vorstellung der Tiefe liegt ihre Kraft.
Denkt daran: es gibt keine Striche, es gibt nur Rauminhalte. Wenn ihr zeichnet, kümmert euch nie um die Umrisse, sondern um den Hintergrund. Der Hintergrund beherrscht die Umrisse.

Übt euch ohne Unterlaß, ihr sollt euch an das Handwerk gewöhnen.

Die Kunst ist nur Gefühl. Aber ohne Kenntnis der Raum- und Größenverhältnisse, der Farben; ohne die Geschicklichkeit der Hand bleibt das lebhafteste Gefühl vollkommen machtlos. Was könnte der größte Dichter in einem fremden Lande ausrichten, dessen Sprache er nicht kennt? Bei dem heutigen Künstlernachwuchs gibt es leider viele Dichter, die die Sprache nicht lernen wollen. Und so bringen sie nur ein Gestammel hervor.
Habt Geduld! Verlaßt euch nie auf die Eingebung, denn die gibt es nicht. Die einzigen Eigenschaften des Künstlers sind Weisheit, Aufmerksamkeit, Aufrichtigkeit und Willenskraft. Erfüllt eure Aufgabe wie ehrliche Handwerker.

Junge Menschen, seid wahr! Das bedeutet aber nicht: seid geistlos genau. Es gibt eine niedrige Genauigkeit: die der Photographie und des Abgusses. Die Kunst fängt erst mit der inneren Wahrheit an. Alle eure Formen, alle eure Farben seien Ausdruck des Gefühls.

Der Künstler, der sich mit einer Augentäuschung begnügt und auf knechtische Weise wertlos Nebensächliches wiedergibt, wird nie ein Meister sein. Wenn ihr einmal einen „campo santo" in Italien besucht habt, werdet ihr gesehen haben, wie lächerlich die Künstler, denen der Schmuck der Gräber anvertraut ist, sich bemühen, in ihren Bildwerken Stickereien, Schleier und Haarflechten wiederzugeben. Sie sind vielleicht genau, aber sie sind nicht wahr, da sie nicht zur Seele sprechen.

Fast alle unsere Bildhauer erinnern an die der italienischen Friedhöfe. Auf den Denkmälern unserer öffentlichen Plätze kann man Gehröcke, große und kleine Tische, Stühle, Maschinen, Ballons, Telegraphengeräte sehen. Keine innere Wahrheit und daher auch keine Kunst. Wendet euch mit Entsetzen ab von diesem Trödelkram.

Seid tief und unerbittlich wahr. Scheut euch nie, euer Gefühl zum Ausdruck zu bringen, selbst wenn ihr euch damit in Gegensatz zu den hergebrachten Anschauungen stellt. Ihr werdet nicht immer gleich verstanden werden, aber eure Vereinsamung wird nur von kurzer Dauer sein. Freunde werden sich bald einfinden, denn das, was tief wahr ist für einen Menschen, ist es auch für alle.
Aber keine Verrenkungen, keine Mätzchen, um die Masse zu locken! Einfachheit und Natürlichkeit!

Die schönsten Stoffe stehen euch täglich zur Verfügung, es sind die, die ihr am besten kennt.

Mein lieber und großer Freund, Eugène Carrière, der uns so früh hat verlassen müssen, erwies sich als Meister, indem er seine Frau und seine Kinder malte. Es genügte ihm, die Mutterliebe zu verherrlichen, um seine Größe zu zeigen. Meister sein heißt mit eigenen Augen sehen, was alle sehen können, und die Schönheit erkennen in Dingen, die anderen zu gewöhnlich erscheinen.
Die schlechten Künstler sehen immer durch die Brille der anderen.
Auf leidenschaftliche Bewegtheit, auf Liebe und Hoffnung, auf rauschendes Leben kommt es an. Erst Mensch sein, dann Künstler! Wahre Beredsamkeit spottet der Beredsamkeit, sagt Pascal. Wahre Kunst spottet der Kunst. Ich komme hier auf das Beispiel Eugène Carrières zurück. In den Ausstellungen sind die meisten Gemälde nur Malereien: seine Gemälde sehen unter den anderen aus wie Fenster, die dem Leben offenstehen.

Freut euch über richtige Kritiken, ihr werdet sie leicht erkennen. Es sind solche, die einen vorhandenen Zweifel in euch bestärken. Laßt euch nicht beeinflussen von den Kritiken, die ihr in eurem Gewissen nicht anerkennen könnt.
Fürchtet keine unberechtigte Kritik. Sie wird eure Freunde in Bewegung setzen und sie zwingen, sich ihrer Zuneigung zu euch bewußt zu werden und sie um so deutlicher zu zeigen, je mehr sie sich über ihre Gründe klar werden.
Als junge Künstler werdet ihr zunächst nur wenige Anhänger und viele Feinde haben. Laßt euch nicht entmutigen. Die ersteren werden siegen, denn sie wissen, warum sie zu euch halten, die anderen dagegen wissen nicht, weshalb sie euch hassen. Die ersteren sind leidenschaftliche Freunde der Wahrheit und werden ihr immer neue Anhänger gewinnen, die anderen dagegen zeigen keine Ausdauer in der Verfechtung ihrer falschen Meinungen. Die erste-

ren sind zähe Kämpfer, die anderen hängen ihre Fahne nach dem Wind. Die Wahrheit wird den Sieg davontragen.
Vergeudet nicht eure Zeit mit der Anknüpfung gesellschaftlicher oder politischer Beziehungen. Ihr werdet sehen, daß viele eurer Fachgenossen durch allerlei Schliche zu Ehren und Wohlstand gelangen: das sind keine wahren Künstler. Einzelne unter ihnen sind jedoch äußerst klug, und wenn ihr euch mit ihnen auf deren Gebiet in einen Kampf einlaßt, werdet ihr genau so viel Zeit verlieren wie eure Gegner auch, nämlich das ganze Leben; denn es wird euch keine Minute mehr übrig bleiben, Künstler zu sein.

Seid tief erfüllt von eurer Sendung, es gibt keine schönere. Sie ist viel wichtiger, als die Menge glaubt.
Der Künstler gibt ein großes Beispiel.
Er liebt sein Handwerk, und sein kostbarster Lohn besteht in der Freude an der guten Arbeit. Leider werden die Arbeiter heutzutage zu ihrem eigenen Schaden dazu verführt, ihre Arbeit zu hassen und sie zu verpfuschen. Die Welt wird erst dann glücklich, wenn alle Menschen Künstlerseelen haben, das heißt, wenn jeder Freude an seinem Werke hat.

Die Kunst ist außerdem eine herrliche Erziehung zur Aufrichtigkeit.

Der wahre Künstler scheut sich nie, seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen, auch auf die Gefahr hin, alle bestehenden Vorurteile über den Haufen zu werfen.
So gibt er seinen Mitmenschen ein Beispiel des Freimuts.
Und man denke sich aus, welch ein wunderbarer Fortschritt es wäre, wenn plötzlich unbedingte Wahrhaftigkeit unter den Menschen herrschte. Ach, wie bald hätte die



Auguste Rodin
Kopf eines der Bürger von Calais

menschliche Gesellschaft dann alle Irrtümer und Häßlichkeiten abgeworfen, die sie bisher gutgeheißen hat, und wie schnell wäre unsere Erde umgewandelt in ein Paradies!

HANS CAROSSA / DIE BEKEHRUNG DER MUTTER. EIN ERLEBNIS DOKTOR GIONS

Endlich stand Gion vor seiner Wohnung, sollte sie aber noch immer nicht sogleich betreten. Hans Zirngibel, der Schlosser und Athlet, war ihm nachgegangen, um ihn ins Erdgeschoß zurückzuholen. Er berichtete von einem neuerlichen Brustkrampf, den seine Mutter soeben erleide, und bat um einen kurzen Besuch. Kaum notdürftig bekleidet, mit rötlichem Kraushaar und schlafverschwollenen Augen, sah der junge Mann sehr niedergeschlagen aus; alle Hausbewohner wußten auch, warum. Er hatte die Fachkenntnisse, die er sich als tüchtiger Schlossergehilfe erworben, von schlimmen Freunden verführt, zu einem kühnen Einbruchsdiebstahl verwendet, es aber dabei an Vorsicht fehlen lassen und für ein Jahr seine Freiheit verloren. Dieses Mißgeschick war übrigens verschmerzt und halb vergessen; ein viel tieferer Gram bedrückte den Schwergewichtsbändiger. Seit seinen Knabenjahren hatte er sich in Athletik und Akrobatik geübt und es, wie man hörte, darin weit gebracht.

Nun war im Gefängnis ein dumpfer Groll gegen die Schlosserei in ihm groß geworden; er wollte sie aufgeben, wollte vollends Artist werden, stieß aber dabei auf den hartnäckigen Widerstand seiner Mutter. Diese alte, scheinbar immer der Auflösung nahe Frau verwarf die gefährliche und, ihrer Meinung nach, faulenzerische Liebhaberei, von welcher sie in ihrer Einfalt jene Missetat herleitete, und forderte Verharren im ehrbaren Handwerk. Seit seiner Freilassung hatte

sie ihm alles öffentliche Auftreten untersagt; nicht einmal in geschlossenen Vereinen sollte er sich künftig zeigen dürfen. Unter diesem Verbot litt er grenzenlos, und was das Wunderlichste war: der Gedanke, es auf eigene Faust einfach zu übertreten und eine fertige Tatsache zu schaffen, schien außerhalb seines Vorstellungskreises zu liegen. Wirkte noch aus frommen Kindheitstagen das vierte Gebot im Gemüt des Herkules nach, oder lag es an willenlähmenden Seelenkräften der Mutter: auf keinen Fall war er fähig, mit ihr im Unfrieden zu leben, und eine lustige Nachbarin hatte wohl das Rechte getroffen, als sie äußerte, jener Einbruchsversuch wäre sicherlich unterblieben, wenn der gute Hans nicht ausnahmsweise vergessen hätte, seine Frau Mama um Erlaubnis zu bitten.

Ehe sie das Krankenzimmer betraten, winkte er den Arzt noch schnell in ein Kämmerchen, machte Licht, zog von einem ärmlichen Lager die Decke zurück und deutete auf ein lachsfarbenes Gewebe, das Gion für ein Nachthemd hielt; es glänzten aber Medaillen daran. – „Mein Trikot“, flüsterte der Jüngling mit zärtlich vorstellender Geste, und gleich wurde seine Ergriffenheit übermächtig; er preßte sich mit einem Blick nach oben die starke Hand auf den Mund, um das Übermaß aufsteigender Gefühle in sich zu ersticken; dabei hob er, wie von wütendem Zahnweh gepeinigt, bald den linken, bald den rechten Fuß: „Die Mutter tot, und ich im Trikot!“ knirschte er mit furchtbarem Blick, erschrak aber selbst über diesen Ausbruch. – „Und sie weiß doch, was ich leiste“, fuhr er, sich mäßigend, fort, indem er das rötliche Kleidungsstück streichelte. „Ein Schnapsglas zerbeißen wie Zucker oder mit den Zähnen das Seil festhalten, auf dem einer tanzt, oder auf dem Brustkasten ein Gestell tragen, auf dem sechs Männer übereinanderstehn, – das alles bedeutet schließlich nichts; das sind grobe Sachen für blutige Anfänger, nicht wahr? Aber daß ich, wie ein

halber Rastelli, die schweren eisernen Kugeln an mir herumlaufen lasse, als wärens dressierte Hunderl, das sollte sie doch anerkennen."

Während Gion die Kranke durch die Wand herüberächzen hörte, bückte sich Zirngibel und rollte leis ein paar solche Stahlbälle unter dem Bett hervor, hob sie auf, überzeugte den Arzt von ihrem Gewicht und begann meisterlich mit ihnen zu jonglieren, hätte aber doch bei einem Haar einen von ihnen fallen lassen, so heftig fuhr er zusammen, als ein halberstickters, aber höchst gebieterisches: „Wo bleibst du, Hans?" an sein Ohr drang.

Beim Eintreten merkte Gion, daß die Greisin eigentlich im gleichen Zustand war wie schon vor Monaten. Oft hatte die Nachbarschaft ihren Tod erwartet; aber wie ein Wald schien sie aus ihrem eigenen Verfall immer wieder Kräfte der Erneuerung zu ziehen; sie starb unaufhörlich und überlebte dabei alt und jung. Ihr Leib war so geschwunden, daß die Bettdecke sich kaum über ihm erhob; die großen Augen aber, selbständige blaue Wesen, beherrschten, funkelnd vor innerer Spannung, den Raum. Dieser war ungewöhnlich lang und schmal; er diente in seinem vorderen Teil als Wohnzimmer, im hinteren als Küche. Zwei elektrische Lampen brannten, wirkten aber nur wie die Gehilfen eines kleinen stillen Nachtlichts, das in rubinrotem Glase neben dem Lager schwamm. In einem Topf am Fenster grünte Schnittlauch, der zur Beschleunigung seines Wachstums mit Ruß bestreut war; ein Vogelhaus, mit grauen Tüchern verhangen, stand auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers. In einem Lehnstuhl neben dem Kochherd saß die schon ergraute Tochter in regenbogenstreifigem Schlafrock, eine Kette bernsteingelber Würfel um den Hals. Ob sie schlummerte, war nicht erkennbar; sie verhielt sich still, bis vom Bette her ein rasselndes Keuchen kam; da schrak sie auf, eilte pantoffelklappend zu der Alten

und hielt ihr ehrfürchtig ein blaues Fläschchen an den Mund, um das Ergebnis des Hustens entgegenzunehmen. Während Gion seine Hände wusch, näherte sich der verhärmte Athlet seiner Mutter, legte mit der Freundlichkeit eines Löwen seine Pranke neben das greise Antlitz, fragte wehmütig, ob es ihr nicht schon ein wenig besser ginge, und schien mit dem Gemurmel, das er als Antwort erhielt, zufrieden. Wie auf dem Feld ein ungeheurer Kürbis neben der schwachen, welken Ranke, aus der er hervorgewachsen ist, so lastete der Kraftmensch neben der Frau, die ihn geboren. – „Hab ich dir den Herrn Doktor nicht schnell dahergebracht?“ schmeichelte er und verstieg sich jäh zu großen Hoffnungen, als die Alte erkenntlich nickte und den Arzt voll Zutrauen begrüßte; er glaubte, der Seelenunkundige, er müsse schnell die milde Stimmung benützen und seine Angelegenheit fördern, bevor ihm die Konsultation das Wort entzog. Nur ein einziges Mal, am kommenden Sonntag, wollte er in dem hochachtbaren bürgerlichen „Verein zur oberen und unteren Geduld“ eine Nachmittagsvorstellung geben, bloß ein paar ungefährliche, dezente Nummern. Hätte er doch die Gedanken seiner Mutter so genau zu berechnen gewußt wie die Gewichte seiner Kugeln, der muskelgewaltige Jüngling! Aber hier war er ungeschickter als ein Kind. Kaum begriff sie den Sinn seiner Rede, da nahm sie den Ausdruck unsäglichen Leidens an und überließ sich einem Hustenanfall von lebenbedrohender Wucht. – „Verbieten Sie ihm doch, mich aufzuregen!“ bat sie den Arzt mit Stöhnen. „Er ist ein braver, gehorsamer Bursch, nur leider ein Gischpel; jetzt will er sein ehrliches Handwerk wegwerfen, will so ein faulenzerischer Zirkusmensch werden, ein Akrobat, ein Zigeuner, ein Star, ein windiger …“

Gion lächelte. Zum erstenmal an diesem wahrlich nicht ereignislosen Tage sah er sich vor eine klare, greifbare Auf-

gabe gestellt und war bereit, noch ein Stückchen von seiner Nachtruhe dafür abzuschneiden. „Was Ihr Herr Sohn im Sinn hat, ist ungewöhnlich“, sagte er und legte zwei Finger auf den Puls der Mutter; dann schwieg er eine halbe Minute lang und erklärte schließlich mit Ernst, Frau Zirngibel könne mit den Leistungen ihrer Herzkraft zufrieden sein. – „Ja, ungewöhnlich ist es,“ fuhr er fort; „aber unwürdig? Ich glaube nicht.“ Erschrocken sah die Kranke zu dem Arzt empor; sie hoffte, ihn falsch verstanden zu haben, hielt es jedoch auf alle Fälle für das beste, ihn durch neue Hustenstöße schleunig abzulenken. Gion aber nahm ein Glas, füllte es an der Wasserleitung, warf drei weiße Pastillchen hinein und verrührte sie mit einem Löffelchen. „Solch ein Husten könnte das Rippenfell reizen; das wäre bedenklich“, flüsterte er der Tochter zu, die mit ihrem blauen Fläschchen dahergestürmt kam, und gab der Mutter die Lösung zu trinken. „Bitter! Bitter!“ seufzte diese, schmerzlich die Lippen leckend, und setzte kleinlaut hinzu: „Handwerk hat einen goldenen Boden.“ – „Gewiß“, räumte Gion ein, indem er sie nötigte, den herben Rest zu schlürfen; „ein edles, gediegenes Gewerbe, die Schlosserei, so alt wie die menschliche Kultur. – Hat Ihr Meister viel Arbeit für Sie?“ unterbrach er sich und gab so dem jungen Mann Gelegenheit, diese Frage zu verneinen. „Die Welt ist leider überfüllt mit Schlossern,“ sprach er weiter, „und so wie heute die Verhältnisse liegen, kann unmöglich jeder von ihnen zu einem Verdienst kommen. Außerdem gehen wir ja, wie man hört, einer neuen Ordnung entgegen; da soll keiner sehr viel mehr besitzen als der andere, vielleicht wird es dann auch nicht mehr der Mühe wert sein, daß wir unser Eigentum so ängstlich mit Schlössern und Riegeln voreinander absperren. Auch will man ja bald alles nur noch durch Maschinen herstellen lassen, – wie viele Schlosser wird man da noch brauchen?“ – „Hörst du's, Mama?“ rief bei diesen

Worten der Sohn, und das war unrecht von ihm und hätte leicht alles verderben können. Die Alte war unter vielem Räuspern und Brummen ja ohnedies bereits auf dem Wege zur Einsicht und mußte den albernen Zwischenruf wie einen Eselstritt empfinden; doch faßte sie sich weise: „Misch dich nur du nicht hinein!“ begnügte sie sich zu sagen, ohne dem Toren einen Blick zu gönnen, und ließ sich von Gion weiter belehren: „Ja, wir müssen befürchten, daß auch das Handwerk der Schlosser, wie so manches andere, seinen goldenen Boden eines Tages verlieren wird. Schade, schade! Da stehen die Herren Athleten und Akrobaten schon ein wenig anders da. Ihre Kunst kann man überhaupt nicht erlernen; man hat sie oder hat sie nicht; um eine Begabung handelt sichs bei ihnen, um eine Gnade. Sie sind Seltenheiten; das ist einmal so und wird immer so bleiben, unter jedem Himmelsstrich und unter jeder Staatsform.“

Hier öffnete Frau Zirngibel ihre Augen so weit, wie sie nur konnte, damit nicht etwa das Feuchte, das ihr auf einmal unter die Lider drang, sich zu Tränen sammle; doch Gion wußte noch mehr. „Leicht haben sie's freilich nicht; man muß das zugeben, und von Faulenzen kann keine Rede sein. Tag und Nacht müssen sie ihre Muskeln üben und in jeder Hinsicht so enthaltsam leben wie Klosterleute. Das ist aber gut für sie; das erhält sie jugendlich und ernst und bewahrt sie davor, den Kraftüberschuß, den Gott ihnen verliehen hat, leichtsinnig auszugeben, – wie, oder hat man je gehört, daß ein richtiger Artist große Torheiten begangen oder gar die Paragraphen des Gesetzbuchs außer acht gelassen hätte?“

Weder Frau noch Fräulein Zirngibel entging dieser zarte Hinweis; beide senkten die Blicke; keine erinnerte sich, daß dergleichen jemals vorgekommen wäre.

„Und wie die Handwerker ihre Gilden und Innungen haben, so bilden auch sie einen mächtigen Bund. Sie lernen ein-

ander kennen und schätzen und unterstützen einander, nicht nur in unserer Stadt, sondern überall in der Welt." Mit diesem sanften Trumpf ergänzte der Arzt seinen Zuspruch. Dann zog er sein Hörrohr heraus, horchte noch ein wenig an den Rippen der Alten herum und begann eine Verordnung zu schreiben. – „Ich gratuliere dir, Hänschen", sagte die bunte Tochter und reichte ihrem Bruder steif die Hand. Dieser aber flüsterte ihr etwas ins Ohr und verließ das Zimmer, um nach wenigen Minuten in dem lachsfarbenen, medaillengeschmückten Trikot zurückzukehren, drei Eisenkugeln im Arm. Sowie er nun mit diesen zu spielen anhub, war er nicht mehr der täppische Bursche von vorhin. Er warf die schweren Bälle genau so hoch, daß sie die Zimmerdecke nicht berührten; endlich fing er einen mit dem Nacken auf, ließ ihn den Rücken entlang bis zur Ferse hinunterlaufen und wand sich so geschickt, daß er wieder zurückrollen mußte. Nein, Hans Zirngibel war kein Gischpel mehr; auch seine Mutter merkte es. Die rechte Faust in ihre tiefe Schläfenhöhle vergraben, Krankheit und Alter vergessend, schaute sie den Künsten zu, die für sie noch eine Stunde früher nicht viel mehr gewesen waren als ein Unfug. Die Schwester stand augenglänzend bei der Türe, und auch dem Vogel im Käfig war es klar geworden, daß etwas Erfreuliches vorging; unter seiner Tuchumhüllung fing er an zu trillern und zu schmettern wie am hellsten Frühlingsmorgen.

Der Arzt stand auf, klatschte, bravo rufend, in die Hände, winkte Abschied und wollte gehen; aber da trat ihm der Akrobat in den Weg, verbeugte sich und fragte höflich, ob der Herr Doktor gestatte, daß er ihn auf eine würdige, berufsgerechte Art zu seiner Wohnung verbringe. Die Schwester, mit wissendem Lächeln, öffnete die Türen; Zirngibel trat schleichend hinter den verwunderten Gion und faßte ihn mit beiden Händen um die Mitte des Leibes.

Leicht fühlte sich der Arzt emporgehoben; sacht kam seine linke Hüfte in die Hand des Athleten zu liegen, sein linkes Knie in die andere; er ließ es geschehen und wehrte sich nicht. Schwingungen der Jünglingskraft schienen in seine ermüdeten Glieder herüberzugehen. – „Gute Nacht, Herr Doktor, gute Nacht", wünschten die Frauen; ihm war, als hielte ihn die ganze Welt in wunderbarer Schwebe, während ihn der dankbare Herkules über die Stufen trug; und als er vor seiner Tür sanft auf die Füße gestellt wurde, merkte er, daß er soeben einige Sekunden lang sehr erquicklich geschlafen hatte.

D. H. LAWRENCE / DIE APOKALYPSE UND DAS CHRISTENTUM

Als Johannes von Patmos im Jahre 96 n. Chr. die Apokalypse beendete, – dieses Jahr haben zeitgenössische Gelehrte aus „inneren Beweisgründen" angesetzt – soll er schon ein betagter Mann gewesen sein.

Nun kennt aber die frühchristliche Geschichte drei Männer mit Namen Johannes: Johannes den Täufer, der Jesus taufte und anscheinend eine eigene Religion oder zum mindesten eine eigene Sekte stiftete, deren seltsame Lehren noch viele Jahre nach dem Tode Jesu lebendig waren; dann den Apostel Johannes, dem das vierte Evangelium und einige Episteln zugeschrieben wurden; ferner diesen Johannes von Patmos, der in Ephesus lebte und wegen irgendwelcher Lästerung der römischen Staatsreligion auf Patmos gefangen gesetzt wurde. Nach einer Reihe von Jahren wurde er wieder freigelassen; er verließ die Insel, kehrte nach Ephesus zurück und soll nach der Überlieferung hochbetagt gestorben sein.

Man hat lange Zeit den Apostel Johannes, dem das vierte



Evangelium zugeschrieben wird, auch für den Verfasser der Apokalypse gehalten. Aber diese beiden Werke, die einander so ganz wesensfremd sind, können unmöglich von demselben Manne geschrieben sein. Der Verfasser des vierten Evangeliums war zweifellos ein gebildeter „griechischer“ Jude, einer jener großen Männer, die ihre Zeitgenossen für das mystische, „liebende“ Christentum begeisterten. Johannes von Patmos aber war sicherlich ganz anders geartet, er erweckte in den Menschen ganz andere Gefühle.

Liest man die Apokalypse kritisch und gewissenhaft, so erkennt man in ihr eine ungeheuer wichtige christliche Lehre, der nichts von dem wirklichen Christus, dem wirklichen Evangelium, dem schöpferischen Hauch des Christentums anhaftet und die trotzdem vielleicht die wirksamste Lehre der ganzen Bibel ist. Das heißt: während des ganzen christlichen Zeitalters hat sie auf zweitrangige Menschen tiefer gewirkt als irgendein anderes Buch der Bibel. Die Apokalypse des Johannes ist bestimmt die Schöpfung eines zweitrangigen Geistes. Sie wendet sich immer wieder an zweitrangige Geister jedes Landes und jedes Jahrhunderts. Seltsamerweise ist sie seit dem ersten Jahrhundert trotz ihrer Unverständlichkeit zweifellos die stärkste Quelle der Begeisterung der großen Masse christlicher Geister – die große Masse ist immer zweitrangig – gewesen, und mit Entsetzen erkennt man, daß das heute wieder der Fall ist; nicht Jesus oder Paulus, sondern Johannes von Patmos.

Die christliche Lehre von der Liebe war eigentlich immer nur Vorwand. Selbst Jesus wollte, „wenn die Zeit erfüllet war“, wenn sich seine „Liebe“ in feste Macht gewandelt hatte, herrschen. Dieses zukünftige Herrschen in Herrlichkeit lag an der Wurzel des Christentums und bedeutet natürlich nichts anderes als den nicht in Erfüllung gegangenen Wunsch, hienieden und jetzt zu herrschen. Die

Juden wollten sich nicht beiseite schieben lassen: sie wollten auf Erden herrschen, und als gegen 200 v. Chr. der Tempel zu Jerusalem zum zweitenmal zerstört wurde, erfanden sie die Verheißung eines streitbaren und triumphierenden Messias, der die Welt erobern würde. Die Christen übernahmen diese Lehre und machten aus ihr die Lehre von der Wiederkunft Christi, nach der Jesus wieder auf die Erde kommen würde, die Ungläubigen zu strafen und die Herrschaft der Heiligen aufzurichten. Diese anfänglich kurz befristete Herrschaft der Heiligen (ungefähr vierzig Jahre) erhöhte Johannes von Patmos auf die runde Zahl von tausend Jahren, und damit kam der Gedanke vom Tausendjährigen Reich in den Vorstellungskreis der Menschen.

So schlich sich der große Feind des Christentums, der Geist der Macht, in das Neue Testament. Als der Teufel im allerletzten Augenblick so herrlich ausgeschlossen worden war, schlüpfte er in apokalyptischer Verkleidung wieder herein und setzte sich als Offenbarung am Ende des Buches auf den Thron.

Denn die Offenbarung Johannis, das sei ein für allemal gesagt, ist die Offenbarung des unsterblichen Willens zur Macht im Menschen, ist seine Heiligung, sein letzter Triumph. Wenn du auch Marterqualen erleidest, wenn auch das ganze Universum im Laufe der Zeit zerfällt, sollst du, o Christ, doch, doch, doch als König herrschen und den alten Gewalthabern den Fuß auf den Nacken setzen!

Das ist die Botschaft der Offenbarung.

Und genau so unvermeidlich wie Jesus unter seinen Jüngern einen Judas Ischariot haben mußte, mußte das Neue Testament eine Offenbarung Johannis enthalten.

Warum? Weil die Natur des Menschen es so verlangt und immer verlangen wird.

Das Christentum Jesu wendet sich nur an einen Teil unseres

Wesens. An einen andern, großen Teil desselben wendet es sich nicht. Und an diesen Teil wendet sich, wie die Heilsarmee zeigt, die Offenbarung.
Die Religionen der Entsagung, Betrachtung und Selbsterkenntnis sind immer nur für das Individuum. Aber der Mensch ist nur in einem Teil seines Wesens individuell. In einem andern, großen Teil seines Wesens ist er kollektiv.
Wenn auch die Religionen der Entsagung, Betrachtung, Selbsterkenntnis und reinen Moral nicht für das vollkommene Individuum sind, sind sie doch für das Individuum. Sie sind der Ausdruck der individuellen Seite der Natur des Menschen. Sie isolieren diese Seite seines Wesens. Die andere Seite seines Wesens, die kollektiv ist, beachten sie nicht. In ihrer tiefsten Schicht ist die Gesellschaft immer nichtindividuell, und deshalb findet man hier die andere Manifestation der Religion.
Die Religionen der Entsagung, wie der Buddhismus, das Christentum oder die Philosophie Platos, sind für Aristokraten, Aristokraten des Geistes. Die Aristokraten des Geistes finden ihre Erfüllung in Selbstverwirklichung und Dienen. Diene den Armen! Gut! Aber wem wollen denn die Armen dienen? Das ist die große Frage. Und die beantwortet Johannes von Patmos. Die Armen wollen sich selbst dienen und haben nur ihre eigene Selbstverherrlichung im Auge. Und unter den Armen verstehe ich nicht die nur Bedürftigen; ich verstehe darunter die nur kollektiven Seelen, die unrettbar „mittelmäßigen Seelen“, die keine aristokratische Einzigkeit und keine Einsamkeit kennen.
Diese mittelmäßigen Seelen bilden die große Masse. Sie besitzen keine aristokratische Individualität, wie Christus, Buddha oder Plato sie fordern. Deshalb verkriechen sie sich in der Masse und hegen im geheimen nur einen Gedanken: ihre eigene, letzte Selbstverherrlichung. Die Patmoser!

Nur wenn der Mensch allein ist, kann er Christ, Buddhist oder Platoniker sein. Das bezeugen die Christusstatuen und die Buddhastatuen. Ist er mit andern zusammen, zeigen sich gleich Unterschiede, werden Rangunterschiede geschaffen. Wenn Jesus mit andern Menschen zusammen ist, ist er Aristokrat, ist er Meister. Buddha bleibt immer Buddha der Herr. Franz von Assisi, der so demütig zu sein versuchte, findet doch ein zartes und kluges Mittel, durch das er unumschränkte Gewalt über seine Anhänger gewann. Shelley war es unerträglich, daß er nicht der Aristokrat seines Kreises war. Lenin war ein Tyrann in schäbigen Kleidern.
Es ist nun mal so! Macht ist da, wird immer da sein. Sobald zwei oder drei Männer zusammenkommen, vor allem um etwas zu unternehmen, tritt gleich Macht in Erscheinung, und einer von ihnen wird Führer, wird Herr. Das ist unvermeidlich.
Gibt man die natürliche Macht des Mannes zu, erkennt man sie an, wie das die Menschen der Vergangenheit taten, huldigt man ihr, dann entsteht große Freude und innere Erhebung, aus dem Mächtigen strömt Kraft über den weniger Mächtigen. Ein Machtstrom entsteht. Und darin besteht für immer und ewig der beste Teil des kollektiven Wesens der Menschen, und in einem selbst springt eine gleiche Flamme auf. Huldige einem Helden, schwöre ihm Treue, und du selbst wirst heldenhaft; das ist das Gesetz der Männer. Vielleicht ist das Gesetz der Frauen anders.
Handele aber umgekehrt, was geschieht dann? Verleugne die Macht, so schwindet die Macht. Verleugne die Macht in einem größeren Mann, und du hast selbst keine Macht. Nun muß aber die Gesellschaft immer und ewig beherrscht und regiert werden. Wo die Masse die Macht ablehnt, muß sie die Obrigkeit zulassen. Die Obrigkeit tritt jetzt an die Stelle der Macht, und wir haben „Minister“ und

Staatsbeamte und Polizisten. Dann kommt das große Hasten und Drängen mit Ehrgeiz und Wettbewerb, und die Masse tritt sich unter die Füße, so sehr fürchtet sie die Macht.
Ein Mann wie Lenin ist ein großer böser Heiliger, der an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Wird sie Tatsache, dann ist der Mensch unsagbar arm, ausgeplündert, erbärmlich, elend und gedemütigt. Abraham Lincoln ist ein halbböser Heiliger, der fast an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Präsident Wilson ist ein ganz böser Heiliger, der durchaus an die Vernichtung der Macht glaubt, – aber dabei größenwahnsinnig und neurasthenisch wird. Jeder Heilige wird böse – und Lenin, Lincoln und Wilson sind so lange wahre Heilige, als sie rein individuell bleiben; jeder Heilige wird in dem Augenblick böse, in dem er mit dem kollektiven Selbst der Menschen in Berührung kommt. Dann wird er ein Verderber: auch Plato. Die großen Heiligen sind nur für das Individuum, das heißt: nur für eine Seite unseres Wesens, denn in den tiefen Schichten unseres Selbst sind wir nun einmal kollektiv. Und entweder lebt und webt das kollektive Selbst und wirkt sich in lebendiger Verbundenheit mit der Macht aus: oder es ist einsam und kümmert dahin in dem Versuch, die Macht und damit sich selbst zu vernichten.
Aber heute ist der Wille zur Vernichtung der Macht unumschränkt. Große Herrscher wie der letzte Zar – ich meine „groß“ in bezug auf die Stellung – werden durch den ungeheuren Antiwillen der Massen, den Macht verneinenden Willen, fast um ihre Verstandeskräfte gebracht. Moderne Herrscher werden verneint, bis sie fast Idioten werden. Und dasselbe gilt von jedem Mann der Macht, falls er nicht ein Vernichter der Macht und ein unschuldig gefiederter böser Vogel ist; dann wird die Masse ihn unterstützen. Wie können die gegen die Macht eingenommenen Massen, vor allem die großen mittelmäßigen Massen, je

einen Herrscher haben, der mehr wäre als ein Gegenstand des Hohnes und des Mitleids?
Fast zweitausend Jahre lang hat die Apokalypse die verborgene Seite des Christentums gefördert und gepflegt: und ihre Arbeit ist beinahe vollendet. Denn die Apokalypse verehrt nicht die Macht. Sie will den Mächtigen morden, um selber die Macht zu besitzen und den Schwächling.
Judas mußte Jesus den herrschenden Mächten verraten, weil Verneinung und Vorwand in der Lehre Jesu enthalten sind. Jesus war, selbst im Verkehr mit seinen Jüngern, der Vertreter des reinen Individuums. In Wirklichkeit wurde er nicht eins mit ihnen, arbeitete oder wirkte in Wirklichkeit nicht mit ihnen zusammen. Er war die ganze Zeit allein. Er machte sie tief irre, und irgendwo in ihrem Innern waren sie enttäuscht. Er wollte nicht ihr physischer Machthaber sein; das Verlangen, der Macht zu huldigen, das in einem Menschen wie Judas lebte, fühlte sich verraten. Und deshalb beging auch dieses Verlangen Verrat: durch einen Kuß. Und genau so mußte die Offenbarung Johannis in das Neue Testament aufgenommen werden, damit sie den Evangelien den Todeskuß gab.

Aus dem Buche „Die Apokalypse“.

K. H. WAGGERL / EIN MANN NAMENS ADAM

Dort, wo Adam lebt, dehnt sich der Wald meilenweit über die Flanken der Berge, wegloses düsteres Holz. Moore füllen den Grund der Täler aus, die Wildbäche reißen tiefe Schluchten in den morschen Fels. Auf sanfteren Hängen stehen alte Fichten prächtig über dem Beerenkraut, das ist der Wald, wie ihn das Rotwild liebt. Aber anderwärts haben Blitzschläge und Windbrüche große Löcher hineingefressen, dort schießt das Leben jung und üppig aus dem Boden,



Kuhschelle
Scherenschnitt von K. H. Waggerl aus dem „Wiesenbuch“

allerlei Raubzeug nistet im verschwiegenen Unterholz, Eulen und Füchse. Weiter oben verlieren sich die immergrünen Fichten, und nur die Lärchen halten noch aus, dürr und krumm und geschunden von grausamen Stürmen, aber immer wieder grün und lebendig, wenn der Sommer kommt.

Hier lebt Adam, im Schutz der überhängenden Felsen hat er sich seine Hütte gebaut. Er hat unbehauene Fichtenstämme gegen die Wand gelehnt und mit Rinde abgedeckt, das gibt ein warmes geräumiges Haus für den einsamen Mann. Er hat auch Moos getrocknet und in dieser Höhle ausgebreitet, Reisig und Schaffelle für sein Lager, und vor dem Eingang hat er sich einen Feuerplatz zwischen den Steinen aufgebaut. Hier kocht er in guten Zeiten seine dürftige Kost, oder er hängt frisches Fleisch in den Rauch, wenn es sich trifft, daß ein Tier in den Felsen stürzt und verdirbt. Es fließt auch Wasser in der Nähe, und das ist gut für den Mann, eine sichere Quelle. Wasser und Feuer braucht er vor allem.

Im Sommer hütet Adam die Schafe der Bauern im Kar. Die Herden vermischen sich, es sind viele Tiere, ein ganzes Volk von Schafen auf ewiger Wanderschaft. Die Freiheit macht sie wild und scheu, aber Adam gibt ihnen Salz, ihn erkennen sie wieder in jedem Sommer.

Das ist kein schlechtes Leben in seiner Art, ein königliches Leben unter freiem Himmel. Adam kommt wochenlang nicht in seine Höhle zurück, er schläft bei den Tieren und zieht mit ihnen weit umher auf der mageren Weide, und die Muttertiere nähren auch ihn mit ihrer Milch. Er kennt viele Kräuter, die geheime Kräfte haben, und sammelt sie auf seinen Wegen, Arnika für Wunden und edle Raute für das Blut und die Wurzeln vom gelben Enzian, aus denen die Bauern ihren bitteren Branntwein brennen. Es gibt Pilze, die man wie Fleisch auf schwachem Feuer braten kann,

und im Spätsommer reifen die Beeren im Holz und auf den Halden, eine Unmenge von süßen Blaubeeren in manchem Jahr. Adam tauscht dafür Speck und Schafkäse bei den Sennleuten ein, um diese Zeit gleicht seine Höhle einer Räuberburg, gefüllt mit auserlesenen Schätzen, und Adam führt ein üppiges Leben bei Fett und Speck bis in den Winter hinein.
So großartig lebt Adam, daß ihn bisweilen unversehens die Liebe anfällt. Er wird ruhelos und krank im Blut, nächtelang streift er um entlegene Sennhütten, und den Mägden stirbt das Herz ab vor Angst, wenn sie den lauten Atem des Mannes in der Dunkelheit vor dem Fenster hören.
Aber das währt nur ein paar Tage, später ist Adam wieder friedfertig wie immer, ein rätselhafter Mensch, der schweigsam beim Herdfeuer sitzt, vielleicht ein Mann Gottes, den die Raben ernähren, bis seine Zeit anbricht. Niemand kennt seinen rechten Namen, er weiß auch selbst nicht viel von seiner Herkunft. Einmal in der Jugend ist er wohl mit fremden Holzknechten über das Gebirge gekommen, er besitzt noch Werkzeug aus dieser Zeit, eine Axt und ein Messer. Aber das ist lange her, so alt ist niemand in dieser menschenleeren Welt, daß er sich an die Zeit erinnern könnte, in der Adam jung war. Später verlor er sich in den Wäldern und kam nicht mehr in die Dörfer zurück. Er mag achtzig Jahre alt sein, vielleicht auch erst vierzig, die Weiber sagen so. Sein Bart ist lang und ausgebleicht wie die grünlichen Flechten der Wetterbäume, und die Not der langen Winter hat seinen Rücken krumm gebogen. Aber er hebt noch immer einen schweren Käsekessel allein von der Kette, und in den Herbstnächten hält nicht jeder Riegel seiner Schulter stand.
Schlimm ist nur der Winter für Adam. Schon früh im Jahr kommen Stürme aus dem Kar, die Sennleute treiben das Vieh zusammen und ziehen heim. Schnee und Wind drükken den Mann tiefer in den Wald zurück. Anfangs trifft

er noch Holzknechte, die mit ihren Schlitten vom Tal heraufsteigen, nach den Blockhaufen Umschau halten und einen Ziehweg durch das Stangenholz schlagen. Denen hilft er dann zuweilen für einen Schluck Branntwein oder einen Laib Brot. Adam nimmt kein Geld für irgendeinen Dienst. Manchmal trifft er freilich fremde Fußgänger im Nebel auf dem Kar, die er dann führen muß und die nichts Besseres zu geben haben als ein paar Silberstücke. Adam vergräbt das Geld unter seinen Pelzen, er kann nichts weiter damit anfangen. Ein krummer Nagel wäre schon mehr, ein Stück Draht.

Aber auch die Holzknechte bleiben nicht lange, sie haben es eilig mit dem verfluchten Fuhrwerk im Hochwald, tiefer im Tal ist die Arbeit leichter. Es kommt eine harte Zeit für Adam, trostlose Wochen im Frost und in der Finsternis. Schneestürme überfallen ihn unterwegs, oft muß er eine lange Nacht im Freien aushalten, vom Wind geschüttelt, vom brechenden Holz bedroht.

Nein, die Kälte ist nicht das Ärgste, am schlimmsten ist der Wind, er duldet tagelang kein Feuer vor der Höhle. Der Mann verkriecht sich im Moos und schläft.

Er erfriert nicht. Adam ist am ganzen Leibe behaart wie ein Bär, und was er an Kleidern trägt, sein Rock und seine Decke, sind längst mit dem Pech und dem Schweiß an seinem Leibe festgewachsen.

Gegen das Frühjahr hin bedrängt ihn der Hunger. Das Rauchfleisch ist aufgezehrt, auch das letzte Stück Brot. Adam hockt vor der Höhle, ausgezehrt und schwach, er gräbt die alten Käserinden aus dem Schnee und kaut Fichtennadeln, bitteres Moos. Der Hunger treibt ihn weit umher, zuletzt legt er sich mit seiner letzten Kraft einem Stück Wild auf die Fährte. Er jagt es den ganzen Tag auf und ab durch den brechenden Schnee, bis es endlich mit wunden Läufen seinem Messer erliegt. Dann fällt er

selbst, zum Sterben erschöpft, über dem Tier zusammen, aber es ist das Leben, warmes Blut, frisches Fleisch für lange Zeit.
Und die Tage wachsen, die Sonne schwingt sich hoch über den Berg. Langsam schmilzt der Schnee im Wald und auf den Almen, eines Abends steigt Rauch aus dem Dach der untersten Hütte, und jetzt ist der Tod überwunden.
Auch die Schafe kommen zurück, wahrhaftig, die Bauern staunen und bekreuzen sich, wenn sie Adam in jedem Frühjahr wieder bei ihren Herden treffen. Wie kann ein Mensch hier aushalten? Sogar im Tal gefror das Wasser in den Brunnenrohren, so furchtbare Winter gab es in manch einem Jahr. Und dann bleibt wohl einer von den Bauern bei Adam stehen, so etwas gefällt ihm, ein Mensch, der nichts braucht! Er redet mit dem Schafhirten, ja, er könnte vielleicht noch einen Knecht einstellen, soundso.
Aber Adám will nicht Knecht werden, das lockt ihn wenig, eine warme Stube, leichtere Arbeit auf den Talhöfen. Hier lebt er, im einsamen Kar. Zur Sommerzeit schaut er von der Spitze des Berges weit über das Land. Er sieht Höfe, Kirchtürme und weiße Rauchfahnen in der Ferne, dort ist das Leben hundertfältig, ein behagliches und sicheres Dasein von Hand zu Hand, auch Adam erfährt mitunter etwas davon, wie leicht man dort lebt. Er selbst besitzt nichts als ein Messer und eine Axt. Adam ist ein einzelner Mann, frei und arm, wie der Mensch anfangs war.

Und nun geschieht es, daß ein Jäger im Gebirge mit Raubschützen zusammentrifft. Das ist gefährlich im Ödland. Halb ausgeblutet, mit einer Büchsenkugel in der Schulter, kommt er in das Dorf zurück.
Die Bauern stehen vor dem Richtertisch, schauen nachdenklich in ihre Hüte und schütteln die Köpfe, – nein, sie wissen nichts von Wilddieben im Dorf. Vielleicht waren

es Fremde, auch Schafdiebe kommen mitunter über den Berg, das ist ein gottverdammtes Räubervolk auf der anderen Seite. Da hilft nichts, es findet sich keine Spur, kein Zeuge, um diese Zeit lebt niemand mehr auf dem Kar.

Niemand außer Adam, aber der ist nur ein Schafhirt, ein unzugänglicher Mensch. Und nun wird Adam als Zeuge vor Gericht geladen.

Es ist im Frühjahr, die Bauern schicken Salz auf die Almen, einer von den Knechten kann die Botschaft überbringen, den grauen Brief ohne Ort und Namen.

Der Knecht sucht einen Tag und den anderen, dann findet er Adam endlich bei den Schafen auf der Weide. Adam nimmt das Salz und auch den Brief, gut, es ist ein Schreiben vom Gericht. Aber dafür muß der Knecht eine Weile bei ihm sitzen und von seinem Käse essen, er ist einen weiten Weg gelaufen. Adam kann nicht lesen. Die Tiere wittern das Salz, sie drängen sich um ihn und rupfen ihm das Papier aus den Händen.

Zwei Wochen später sucht der Wachtmeister nach Adam. Er findet einen friedlichen Menschen, der unter den Felsen hockt und seine Decke flickt. Es ist kalt an diesem Tag, grau und trübselig liegt das Kar unter dem ziehenden Nebel.

Ja, Adam hat die Vorladung bekommen, aber es war nichts weiter mit diesem Brief, die Schafe haben ihn gefressen.

Die Schafe, so!

Der Wachtmeister versteht einen Spaß, – dann legt also Adam keinen besonderen Wert auf eine übermäßige Korrespondenz? Du bist nicht übel, sagt er. Aber mach dich fertig, verstehst du, es ist ein langer Weg!

Adam versteht nichts. Er hat hier seine Schafe und seine Arbeit an dem Mantel, er will nicht in das Dorf gehen, wozu sollte das gut sein? Schüsse? Adam hat Schüsse gehört, das sagt er ja, es ist alles, was er weiß.

Der Wachtmeister wird ungeduldig, er fängt an, die Sache weitläufig zu erklären, es ist Pflicht, verdammt noch einmal! Gesetz, versteht der Mensch so etwas nicht? Er kommt in Hitze und schreit, — so eine Schweinerei! Zu dir soll man wohl in Handschuhen kommen, was? Der Richter persönlich? Bilde dir nichts ein, brüllt er, in deinem Dreckloch! Vorwärts, steh auf!
Adam steht wirklich auf. Er hat eine ganze Weile zugehört, aber jetzt langweilt ihn dieser aufgeregte Mann, er rollt seine Decke zusammen und geht fort.
Geht, und spürt plötzlich eine Faust auf der Schulter. Adam zuckt zusammen, er knurrt und greift nach dieser Hand, ein kleiner böser Funke glänzt in seinem Blick. Die beiden Männer stehen sich ein paar Atemzüge lang stumm gegenüber. Der Wachtmeister trägt eine Waffe am Gürtel, aber daran denkt er vielleicht gar nicht, was soll er auch hier damit anfangen? Er schaut sich ratlos um, da ist das weite Kar, steinige Öde, und der Wind löscht ihm das Wort auf den Lippen aus.
Nach einer Weile wendet sich Adam ruhig ab und verschwindet im Krummholz.
Jawohl, das ist nicht ehrenvoll für den jungen Wachtmeister, so etwas kann der Richter nicht begreifen. Was heißt das, wer ist dieser Schafhirt ohne Namen, ist er Gott? Aber Gott selbst stand einmal vor dem Richter, das Gesetz ist über allem. Der Wachtmeister erhält den Befehl, Adam zu verhaften und vorzuführen, mit Gewalt, wenn Gewalt nötig ist.
Adam liegt in seiner Höhle, er hat Wurzeln gesammelt und ordnet sie jetzt in Bündeln für seinen Handel. Dieses Mal will der Wachtmeister keine Umstände machen, er muß eine böse Scharte auswetzen, darum erklärt er mit scharfer Stimme, Adam sei verhaftet, und es werde schlimm enden, wenn er nicht augenblicklich gehorche, im Namen des Gesetzes.

Es nimmt auch wirklich kein gutes Ende. Adam antwortet nicht, schließlich muß der Wachtmeister selbst in die Höhle kriechen. Er stößt mit dem Gewehrkolben irgendwohin ins Dunkle und trifft den Mann empfindlich an den Rippen. Das ist sein Unglück. Adam gerät sofort in eine rasende Wut, ohne Zögern geht er seinen Feind an. Der Wachtmeister merkt die Gefahr, er hebt die Arme vor das Gesicht und versucht rücklings aus der Finsternis und Enge zu entkommen. Aber während er sich bückt, erschlägt ihn Adam mit dem Beil.

Bis zum Abend liegt der tote Mann vor der Höhle. Adam zündet ein Feuer an, lange sitzt er da und betrachtet seinen Gegner. Es ist ein kräftiger Mensch mit krausem Haar, sein Mund steht noch offen, aber er schrie nicht einmal, so schnell war er hinüber. Adam breitet seine Decke über dem Toten aus, es wird kalt.

In der Dämmerung trägt er den Leichnam weit durch das Holz. Er ist traurig und redet mit ihm, – gibst nicht nach, du! sagt er. Nein, kannst nicht nachgeben ...

Tief im Tal sucht er einen guten Platz im Moos unter jungen Bäumen. Er hat kein Werkzeug für ein Grab, darum schiebt er dem Toten seine Decke unter den Kopf, bricht frisches Reisig ab und deckt ihn sorgfältig zu.

Die Hunde streifender Jäger finden den Leichnam. Nun liegt der erschlagene Wachtmeister im Amtshaus auf der Bahre, er schweigt, aber Adams Decke redet für ihn. Und die Dorfleute haben wohl etwas in ihrem Gewissen gutzumachen, schon am folgenden Morgen ist alles, was einen Prügel schleppen kann, unterwegs auf der Jagd nach dem Mörder.

Man entdeckt ihn gegen Mittag zwischen den Felsen. Die Schafe flüchten vor dem schreienden Haufen nach allen Seiten, nur Adam steht ruhig oben und mustert erstaunt seine Verfolger. Es sind Leute darunter, die er gut kennt,

Bauern aus dem Dorf. Er ruft sie auch an, – Jakob! schreit er, aber in diesem Augenblick fällt ein Schuß. Adam hört die Kugel pfeifen, er begreift endlich und setzt sich zur Wehr.

Anfangs wirft er, im Buschwerk auf der Höhe kauernd, nur mit Steinen nach den nächsten, allein der Lärm, die Pfiffe und Rufe entzünden nach und nach sein Blut. Plötzlich brüllt jemand laut auf, wankt und drückt die Faust in die Seite. Das Geschrei verstummt, die Leute fahren auseinander und schützen sich hinter den Felsen. Das ist gefährlich für Adam, er hat nicht viel Pulver zu verschwenden. Etliche von den Kühnsten suchen nach einem anderen Weg und kreisen ihn ein.

Lange wehrt er sich verzweifelt gegen ein paar scharfe Hunde, die ihn zuerst von rückwärts anfallen. Schließlich aber wirft ihm jemand einen Prügel zwischen die Beine, er stürzt und ist verloren.

Zusammengeschnürt schleppt man ihn auf einer Heuschleife ins Tal, ein blutiges Bündel.

Dann kommt Adam in die Gefängnisse der Stadt. In der ersten Zeit steht er viele Stunden lang in seiner Zelle unter dem Fenster, regungslos, Trauer in den Augen. Er sieht den hellen Himmel, Wolken, vom Wind getrieben, ein kleiner Vogel streicht vorbei mit einem hellen Ruf. Adam nimmt seinen Weg wieder auf, immer an den Wänden entlang, immer im Kreise. Nachts geschieht es, daß er plötzlich brüllend gegen die Tür rennt, die Aufseher laufen zusammen und überwältigen ihn, ehe er sich das Hirn an den Stäben zerschmettert. Seine Wunden heilen nicht, der Hunger höhlt ihn aus. Er nimmt nur Wasser zu sich, dann und wann eine Handvoll Reis oder Brot.

Der Untersuchungsrichter ist ratlos vor der furchtbaren Unschuld dieses Menschen. Adam leugnet nichts, – ja, mit

dem Beil, mit dieser Hacke hat er den Wachtmeister erschlagen. Das Gewehr behielt er, später brauchte er es, aber seine Decke ließ er bei dem Toten, das alles ist einfach genug. Und dennoch liegt etwas Verwirrendes in dieser Sache, etwas, das den Richter nachdenklich macht und milde stimmt.

Geschah es also im Zorn, hatte Adam vielleicht einen alten Haß gegen den Wachtmeister? Nein, auch das nicht. Adam schüttelt den Kopf und atmet schwer.

Schweigend hockt er auf seinem Stuhl, ein stumpfes erschöpftes Tier. Zeitlebens haben ihn Wind und Wetter schonungslos mißhandelt, seine Haut ist schwarz wie die Rinde der Bäume, gegerbt von der Sonne und von Narben zerrissen. Ja, in allen Jahren seines Lebens stand er allein mit seinem zähen Mut, er kann diese Jahre selbst nicht zählen. Die Kälte fraß Löcher in sein Fleisch, Blitze streiften ihn, er lag viele Tage lang einsam unter dem erbarmungslosen Himmel des Gebirges und wurde doch wieder gesund. Niemand kam ihm zu Hilfe, das versteht Adam. Hier aber verläßt ihn seine Kraft, hier ist er verloren.

Der Richter betrachtet ihn lange, vielleicht müßte er jetzt die Tür weit aufmachen, irgend etwas Besonderes, Verständiges tun. Aber er wirft nur seine Feder weg, – da liegt nun eine Feder neben einem Beil auf dem Richtertisch. Und dann schickt er Adam wieder in die Zelle zurück.

Adam wird den Ärzten übergeben, allein die Wissenschaft kann nicht viel zur Klärung beitragen. Adam ist ein gewöhnlicher Mensch, ein wenig schwerfällig, kein großes Licht natürlich, aber durchaus bei Verstand, was die Verantwortlichkeit betrifft. Indessen greifen auch die Zeitungen den Fall auf, für eine Weile wird der namenlose Schafhirt zum bekanntesten Mann in der großen Stadt, die Meinungen prallen hart aufeinander. Der Staat, sagen die einen,

die Kultur! Wankt nicht alles, wenn das Recht wankt? Hütet euch, warnen sie, die Anarchie ist auf dem Marsch! Das sind die grauen Bärte, Finsterlinge in den Augen der anderen. Sie, die Jungen, sind weniger ängstlich, sie fallen zwar nicht geradezu mit Beilen über ihre Gegner her, aber die Worte sind scharf genug. Zugegeben, zugegeben, Mord ist nicht erlaubt, außer in großem Stil. Allein, ist Adam etwa ein gewöhnlicher Räuber? Zum Teufel übrigens mit diesem Adam, darum geht es hier nicht. Es geht um die Freiheit, behaupten die Jungen, dafür stehen und fallen sie. Jawohl, für die Freiheit, gegen die Gewalt, das meint auch der Verteidiger am Tage der Verhandlung. Er blättert erregt in seinen Papieren, während der Staatsanwalt spricht, es ist eine großartige Gelegenheit, der entscheidende Augenblick seines Lebens, das sagt ihm ein einziger Blick in den Saal. Und er will das Unerhörteste an Schlagkraft und Scharfsinn in seiner Rede aufbieten. Adam sitzt vor ihm zwischen den Wachsoldaten, zusammengekrümmt unter der Last seines wortlosen Kummers, still und scheu, er macht das vortrefflich. Nur die Handschellen bezeugen, daß man es mit einem Menschen von außergewöhnlicher Gefährlichkeit zu tun hat. Zeitweilig macht sich der Verteidiger Notizen auf einem Blatt Papier, es sind vielleicht nur Strichelchen, sinnlose Worte, die er da aufschreibt, aber beobachtet nur, wie er sich vorbeugt und die Hand an das Ohr legt! Wie er mühsam ein Lächeln unterdrückt, – was sagte der verehrte Herr Kollege soeben? Hüten Sie sich vor Phrasen, sagte er, hier gilt nur das Gesetz, nichts anderes. Es habe auch in dieser Sache nicht an Versuchen gefehlt, das Wasser der Gerechtigkeit zu trüben. Aber der Fall liege klar genug, man müsse alle überspannten Ideen, alle Regungen des Mitleides unterdrücken zugunsten der Gesamtheit, die in ihren Ansprüchen hoch über dem Schicksal des einzelnen stehe. Besser – um mit dem Dichter zu

reden –, besser Ungerechtigkeit als Unordnung. Blut sei vergossen worden, und, bei aller Achtung vor der Kunst des Herrn Verteidigers, es werde ihm schwer fallen, dieses Blut von den Händen des Mörders zu waschen.
Nein, es fällt ihm nicht schwer. Der Verteidiger richtet sein Wort an alle, er tut es mit Würde und klarem Ernst, auf eine wirklich erschütternde Weise. Klebt tatsächlich Blut an den Händen Adams, fragt er zum Schluß, sind das die Hände eines kalten Mörders? Nein, dieser namenlose Schafhirt ist irgendein Mensch, jeder im Saal könnte an seiner Stelle sitzen, ganz wörtlich verstanden. Das Gesetz fordert seinen Kopf, und warum? Es ist lächerlich: weil seine Schafe einen Brief gefressen haben, den er nicht lesen konnte oder wollte. Er ist in die Räder geraten, das Opfer einer Maschine, deren Knechte wir alle sind und die uns erbarmungslos mit Vernichtung bedroht, wenn wir nicht irgendwann einmal den Nacken beugen. Gehen Sie, meine Damen und Herren, nur über den Rasenplatz in einem Park, Sie werden auf dem Schafott enden, wenn Sie nicht rechtzeitig Ihre Freiheit verleugnen. Wir sind daran gewöhnt, sagt der Verteidiger, aber Adam wußte nicht, daß Sklaven über ihn urteilen werden. Ich verteidige hier niemand, erklärt er mit lauter Stimme, ich klage an! Das Gesetz, das der Staatsanwalt über das Schicksal des einzelnen stellt, dieses Gesetz hat den Angeklagten zum Mörder gemacht. Nun mag es ihn richten ...
Die Geschworenen sprechen Adam frei. Aber sein Schicksal erfüllt sich dennoch. Die Qualen so vieler Wochen haben sein Gehirn völlig verwirrt, das Geschrei der Leute im Saal macht ihn scheu, vielleicht begreift er auch gar nicht, was ihm der Vorsitzende erklärt. Ein Wachsoldat nimmt ihm die Handschellen ab, im gleichen Augenblick greift ihn Adam blitzschnell an. Der Irrsinn seiner Angst gibt ihm ungeheure Kräfte, es entsteht ein wildes Hand-

gemenge, Lärm und Verwirrung. Er hat schon einige seiner Gegner gefährlich verletzt, ehe ihn ein Soldat, vielleicht aus Versehen, mit dem Säbel ersticht.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER / DIE DRITTE SATIRE DES HORAZ

's ist mit den Sängern ein Kreuz! – Der eine genau wie der andre –
Tut, wenn ein Freund unter Freunden ihn angeht, nimmer den Mund auf;
Aber zur Unzeit finden sie dann kein Ende. – Der Sarde
War, der Tigellius so ‚August' – und er konnt ihn doch zwingen –,
Mocht bei der eigenen Freundschaft ihn, beim Haupte des Ahnherrn
Anflehn, alles umsonst. Doch stach ihn der Kitzel, begann er,
Kaum daß man saß, bald hoch, bald tief, bald donnernd, bald leise,
„Evoe Bacche!" und hörte nicht auf, bis die Tafel geräumt war.
Niemals war der Mensch im Lot. Bald lief er, als folg ihm
Stracks auf den Fersen der Mord, bald jüngferlich trippelnd, als trüg er
Junos Opfergerät. Bald oben hinaus: Tetrarchen,
Könige, unter dem tat er dirs nicht. Dann: „Ach, nur ein dürftig
Tischlein, ein Müschelchen Salz und gegen den Winter ein Mantel,
Ob er auch schmutzig und alt!" – Und halfst du dann diesem bescheidenen,
Diesem enthaltsamen Mann mit tausend Sesterzen, so gähnte

Schon fünf Tage danach sein Beutel. Er trieb es die Nacht durch
Bis an den Morgen und schnarchte bei Tag. Sich selber so ungleich
Wüßt ich nicht einen. – Da fragt mich schon wer: „Freund, bist du denn selber
Fehllos?“ Sicherlich nicht, nur anders; schlimmer womöglich.
So, da der Mävius eben den Novius hinter dem Rücken
Übel zerzaust, sprach einer: „Auch du? Bist blind? Oder schienst gern
Besser, als jeder dich kennt?“ – „Mit mir selber bin ich so streng nicht.“ –
Torheit sprichts, unsittliche Selbstsucht, würdig des Makels.
Wenn du dem eigenen Fehl blödsichtig blinzelnd vorbeischaust,
Sag, was eräugst du dann so scharf mit den Blicken des Adlers
Oder der Schlange den Fehl der Gefreundeten? Also geschieht dirs
Wiederum recht, wenn jene den Pelz dir weidlich zerpflücken.
Der dort neigt ein wenig zum Zorn, er ist für die feinen
Nasen der Herren zu grob, er reizt zum Lachen; denn bäuerlich
Schor er das Haupt, auch läßt er den Rock nachschleifen, und schlottricht
Schleppt an der Ferse der Schuh. Doch ist er ein Mann, wie du keinen
Besseren findest, doch ist er dein Freund, doch birgt er in rauher
Schale gewaltige Kräfte des Geists. – Geh, siebe dich selber,
Ob nicht Natur in dich von Anfang Keime des Lasters

Säete, oder Gewohnheit, die leidige, tat es; denn wahrlich,
Wo du den Acker nicht reutest und umgräbst, trägt er dir Dornen.
Schaun wir zuvor den Liebenden an. – Er scheint für die Fehler
Seiner Erkorenen blind, ja findet noch selbst an den Fehlern
Sein Ergötzen, wie jener Balbin am Polypen der Hagna.
Wahrlich, ich wollt, wir erkören im Dienst der Freundschaft den gleichen
Frommen Betrug, und ihn krönte mit ehrlichem Namen die Tugend.
Denn wie der Vater die Fehler des Sohns beschönigt, so sollten
Wir mit den Freunden im ähnlichen Fall das Ähnliche tun. – Der
Sagt von dem schielenden Knaben: „Er blinzt.“ „Mein Hähnchen, mein Lämmlein“
Tauft er den Zwerg, mißschaffen wie Sisyphus eh, der Alraune.
„Obein“ nennt er den Jungen, dem völlig verquer die Gelenke
Stehn; ja, wär er gelähmt, so begütigt er: „Schwach auf den Füßen.“
Nun, und da drüben dein Freund lebt allzu kärglich? Enthaltsam
Mög er dir heißen. Der andre dort? Ein Schwätzer und Prahlhans?
Gern unter Freunden erschien er als Mann von Welt. Und der dritte
Jach zum Streit? Da halt ihm zugut ein feurig Geblüt. – So
Mein ich, erwerben wir Freunde, so halten wir Freunde beisammen.
Aber wir machen die Tugend zur Bosheit, trüben mit Schlamm das



Klarste Gefäß. Lebt einer mit uns und hat ein gefügig
Wesen, so heißt er mit eins ein Augendiener. Den langsam
Denkenden schelten wir „schwer von Begriff"; ein andrer
bemüht sich
Fallen und Schlingen zu meiden und keinerlei Blöße zu
zeigen,
Wird doch hier jeder ins Treiben verstrickt, darinnen die
bare,
Grimmige Mißgunst grünet und Untat jeglicher Art. – Da
Heißt es uns denn vorsichtig und klug? Nein, falsch und
verschlagen,
Mag auch wohl einer zu harmlos sein, zu plump wie ich
selber
Dir, o Mäzen, mich oftmals wies und mitten im Lesen,
Mitten im Sinnen mit leerem Geschwätz den Schweigenden
anfuhr.
„Klar wie der Tag! Der Kerl ist ganz von Sinnen." – O wehe,
Schmieden wir nicht den Pfeil, der bald auf uns selber zu-
rückschnellt?
Denn wer käm vollkommen zur Welt? Der Beste bedünkt
noch,
Wer an dem wenigsten leidet. Der Freund aber wäge, wie
billig,
Gegen mein Schlechtes das Gute. Und wenn das Schlech-
tere dann – Gott
Gebs! – was weniger wiegt, so nehm er vorlieb, wenn er
selber
Liebe begehrt. Ich wäg ihn alsdann auf der nämlichen
Waagschal.
Soll dein eigener Pickel den Freund nicht widern, so mußt du
Ihm seine Warze verzeihn. Das darf er verlangen; denn
billig
Läßt Entschuldigung gelten der Mann, der sie selber be-
nötigt.

Schließlich, da keiner das Laster des Zorns und der anderen Torheit
Erbe mit Stumpf und Stiel zu roden vermöchte, warum denn
Lassen wir nicht der Vernunft ihr Maß und Gewicht, auf daß sie
Nach dem Grade des Fehls den Grad der Rüge bestimme?
Wenn ein Meister den Knecht, der – abzuräumen bestellt – die
Übrige Hälfte des Fischs und die laulichte Brühe geschlürft hat,
Stracks an das Kreuz schlüg, sag, wer dünkt von beiden der ärgre
Wüterich oder Verbrecher? – Ein Freund läßts irgendwo fehlen;
Du aber, willst du's ihm nimmer verzeihn, verbitterst dein Leben,
Mußt ihn verabscheun, mußt, wie den Wucherer Rufe der Schuldner,
Fliehn, der – es sei denn, er klaube, sobald der triste Verfallstag
Naht, von rechts oder links den Zins beisammen –, die eigne
Gurgel, Gefangenen gleich, ans Messer liefert und lauscht den
Faden Geschichten. – Dieweil er im Rausch das Lager genäßt, den
Teller vom Tisch gestoßen, den schon der König Evander
Ehmals gebraucht, oder lüsternen Gaums die Hühnerpastete
Mir vor der Nase gestohlen, die mein war, wäre der Freund mir
Minder genehm und wert? Wer dann, wenn er wirklich zum Dieb ward
Oder sein Wort brach oder die Bürgschaft schnöde verleugnet?

Der, dem ein jeglicher Fehl gleich schlimm deucht, kommt ins Gedränge,
Wenns um was Wirkliches geht. Verstand und Brauch widerlegens,
Ja und der Vorteil selbst, der Ursprung Richtens und Schlichtens.
Als aus der Scholle zuerst ein tierisch Wesen hervorkroch,
Stumm und erbarmungswert, da hat es um Lager und Baumfrucht
Erst mit Fäusten und Krallen, hernach mit Knütteln, zuletzt mit
Waffen gekämpft, die Notdurft erst viel später geschmiedet,
Bis sie dann Laut und Wort der sinnvoll zeichnenden Rede,
Bis sie dann Namen erfanden. Von dort ab ruhte die Zwietracht,
Und sie begannen sich Festen zu baun und Gesetze zu geben,
Daß kein Dieb sein sollte, noch Ehebrecher, noch Räuber.
Denn vor Helena war der Schoß einer Männin des Krieges
Schändlichster Born; doch fielen in unvermeldeten Schlachten,
Die, so nach Sitte des wilden Getiers zufällige Liebschaft
Raffend, der Stärkere niedergemacht wie der Stier vor dem Rudel.
Furcht des Unrechts zeugte das Recht. Du mußt es gestehen,
So du der Welt Urkund und Jahrbuch deutest und aufrollst.
Nimmer vermag die Natur das Recht zu scheiden vom Unrecht,
Wie sie das Wohl vom Weh, den Reiz absondert vom Abscheu;
Und du verföchtests mit Gründen umsonst, daß der, der im fremden

Garten ein Kräutlein brach, und der, so nächtens der Götter
Heilige Stätte geplündert, das Nämliche taten. Ein Maß tut
Überall not, das die Sühne gemäß dem Frevel begrenze
Und nicht mit Geißeln fahre darein, wo die Gerte genug tät.
Fürcht ich doch immer, du lassest es dort mit dem Stecken bewenden,
Wo es der härteren Schläge bedurft, sobald du den Mundraub
Neben die Schändung des Heiligtums stellst und drohst mit der gleichen
Sichel so Großes wie Kleines zu mähn, wenn einmal die Menschheit
Dich in des Königes Würden bestellt. – Wenn freilich der Weise
So, wie du sagst, ein Meister und reich und schön und ein König,
Freund, was begehrst du noch, was doch schon dein? „So weißt du denn nicht, was
Vater Chrysippus gelehrt? Zwar fertigt sich nimmer der Weise
Sohlen noch Stiefel und ist dabei doch ein Schuster von Fach.“ – Was?
„So, wie Hermogenes schweigt und ist dabei dennoch ein feiner
Sänger, in Trillern geläufig; und so, wie der Schwätzer Alfenus,
Als er sein Werkzeug niedergelegt und die Bude geschlossen,
Dennoch ein Bader verblieb, so ist Werkmeister der Weise
Jegliches Werks, ist König allein.“ – Dir zupfen die losen
Buben den Bart, und wenn du sie nicht mit dem Stecken im Zaum hältst,
Drängen sie alle heran und zerren dich, bis du vor Ingrimm
Jämmerlich berstest und brüllst, der großen Könige größter.
Daß ich es kurz mach: du, für deinen Groschen im Volksbad



Sauber gepflegt, gehst heim, ein König, ohne Gefolgschaft
Außer dem blöden Crispin. Mir werden freundliche Freunde
Gerne verzeihn, was ich Dummes verbrach; und ich trag ihren eignen
Fehl mit Geduld und will bei Gott ohn Ämter und Würden
Seliger leben und sterben als du, hochmögender König.

OTTO FREIHERR VON TAUBE / DER GEISTERBLICK

Seit Wochen herrschte der Winter unbestritten; strammer Frost hatte die Gewässer vereist, über ganz Schweden war dichter Schnee niedergegangen – weich, weiß, regelmäßig tagelang durch die graue Stille flockend. Seit nun sein Geriesel aufgehört hatte, kannte während des kurzen Tages im Sonnenscheine das gesamte Reich nur drei Farben: unten das einheitliche blendende Weiß der Fläche und das Schwarz des Waldes, soweit die Tannen nicht gleichfalls in weite weiße Mäntel gehüllt dastanden, darüber aber das tiefe und reine Blau des Himmels. Brach jedoch – schon am frühen Nachmittage – die langanhaltende Nacht ein, so leuchtete es sacht über der weißen Erde vom Schnee wie aus eigener Kraft; ferner als sonst erschienen jenseits des Dunkels die Sterne; ihr Glitzern war wild, oft so wild, daß sie trotz ihrer Erdferne die Menschenkinder nicht die erhabenen, gleichgültigen Zuschauer ihrer Geschicke deuchten, sondern aus dem Unendlichen durch die Leere niederwirkende feindselige Mächte. So zwitzerten sie herab, doch auch gegeneinander, als ob sie da droben sich gegenseitig bestritten, heftig, bis unversehens aus der Richtung des Poles ein düster blutrotes Licht die Welt überwölbte, sich zwischen das böse Funkeln der Höhe und das mattleuchtende Weiß des Grundes legte, das nun rosenfarb dämmerte.

Doch, wie gekommen, so plötzlich war auf einmal die fremdartige Erscheinung verloschen.
Im Sumpfgebiete des Kronoberg-Lehens hatte auf den Herrenhöfen das Winterleben angefangen, das, anders als in anderen Gegenden auf dem Lande, im Verhältnis zum Sommerleben das geselligere war. Denn zu jener Zeit, vor etwa fünf Jahrzehnten, da die dortigen Moore als solche noch wirklich bestanden, pflegten sie während der warmen Monate den Nachbarverkehr völlig zu unterbrechen. Wenn z. B. die Sabelskjöld, die im breiten hölzernen Gutsgebäude von Björkborn hausten, die Gräfin Tre Rosor auf Schloß Gammla Stenstorp besuchen wollten, das, nach heutigen Maßen gerechnet, nur zehn Kilometer von ihnen ablag, mußten sie, um nicht auf Umwegen volle sieben Stunden lang Pferde anzustrengen, den Winter abwarten. Dann waren die Sümpfe gefroren, waren aus dem Stegreif zahlreiche über das Eis weg führende Winterwege unter den hin und her gleitenden Schlittenkufen entstanden. Nicht nur die beiden vorgenannten – sämtliche Herrenhäuser der Gegend waren auf einmal einander nahegerückt; eine breite Gastlichkeit hub an. Unangemeldet fuhr Nachbar beim Nachbarn vor; Ansage hätte ja, da der Reichsfernsprecher damals noch etwas Unbekanntes war, der Abfertigung eines Boten bedurft, einer Umständlichkeit, die man auf Gütern gern vermeidet, und ein Brief mit der Staatspost bewegte sich auf den herkömmlichen Staats- und Sommerstraßen so langsam, daß er dem beabsichtigten Besuche nachgehinkt wäre. So war man denn allenthalben unerwarteter Heimsuchung aus der Nachbarschaft gewärtig. Warum auch nicht? Küche und Keller waren in jedem Hause gut versehen; Fleisch und Fisch hielten sich im Winter bestens, für Dörrgemüse, Backobst und Eingemachtes war im Sommer reichlich vorgesorgt worden; genügte zur Speisung all der vorfahrenden Gäste das Vorrätige nicht – war der von

der jüngsten Treibjagd herrührende Elchschinken bereits ausgegangen –, mußte rasch ein Schwein oder ein Schaf daran glauben. Küchenkunst wußte aus den alltäglichsten Dingen Leckerstes zu bereiten, Hunger, auf schellenklingelnder Schlittenfahrt angereizt von der frischen Luft, war ein noch besserer Koch.
Im Kirchspiel und in der ganzen Umgegend galt Schloß Gammla Stenstorp für verhältnismäßig still, obwohl es auch dort niemals an Gästen fehlte. Der weitläufige, hochgiebelige Quaderbau, an Stelle einer altschwedischen Holzburg errichtet, als zur Zeit des Westfälischen Friedens der schwedische Adel reich geworden und für seine Verdienste mit Herrschaften aus Königsgut und mit Titeln begabt worden war, galt für düster; woran das lag, konnte freilich niemand erklären. Das Innere war prunkvoll und hatte viele Feste gesehen, namentlich, solange die Tre Rosor beinahe das ganze Lehen als ihre Grafschaft beherrschten. Wahrscheinlich hätte man dieses Haus auch nur für stattlich und feierlich ausgegeben, wenn Jugend in ihm vorhanden gewesen wäre. Aber die Gräfin war nach kurzer glücklicher Ehe kinderlos nachgeblieben. Sie stellte ihre gesamte Mütterlichkeit in den Dienst des Wohltuns; und da sie zu der Frauenart gehörte, von der man zu sagen pflegt, sie stünde mit beiden Füßen fest auf der Erde, sorgte sie beispielswürdig für ihre Hintersassen, für die Bedürftigen des gesamten Kirchspiels, für arme Verwandte. Zwei vermögenslose ältliche Muhmen hatte sie ganz im Hause aufgenommen, wo sie freilich nicht müßig sitzen durften; die Schloßfrau verlangte, daß jeder sich rege, und hatte die beiden Fräulein zu ihren Helferinnen ausgebildet. Doch nicht nur von Mitbewohnern dieser Art war Schloß Gammla Stenstorp bevölkert: verheiratete Jugendfreundinnen und Basen pflegten dort häufig und lange mit Mann und Kind Gastfreundschaft zu genießen; Nachbarn kehrten dort ein. Dennoch schien,

trotz manchen heiteren Zeitspannen, die Heiterkeit in Gammla Stenstorp nicht bodenständig; sie mußte erst hineingetragen werden, und Gräfin Ebba schmachtete nach ihr. So mochte sie auch die Wärme und Liebe, die sie sonst eignen Töchtern gewidmet hätte, auf dies oder jenes Fräulein der Nachbarschaft übertragen; die jungen Wesen indessen, unbewußt den Liebesschatz, der für sie dort offenstand, begreifend, fühlten sich fast immer zur ihr gezogen. „Tante Ebba“, die beginnende Vierzigerin, hatte daher stets Jungemädchenfreundschaften; das galt besonders von ihrem Umgang mit den Fräulein auf Björkborn, den Töchtern des Generalmajors außer Diensten Sabelskjöld, welche mutterlos waren.

Von diesen hatten inzwischen zwei sich verheiratet und weilten fern vom Vaterhause. Dafür war gerade die jüngste, Märta, aus einer Stockholmer Erziehungsanstalt heimgekehrt; sie hatte zwei ihrer hauptstädtischen Freundinnen zu längerem Aufenthalte auf das Gut mitgebracht, Elisa Hjörthufwud und die kecke Gunilla Wedderhorn. Das Kleeblatt junger Edelfräulein war seit etwa acht Tagen vierblätterig geworden durch die Ankunft der Preußin v. Quitzow, einer entfernten Verwandten des Hauses, die die Eltern auf Einladung der schwedischen Vetternschaft hinübergeschickt hatten.

Als nach einer Reihe strahlender, durch Eislauf und andere Wintervergnügung wohlausgenutzter Tage wieder der köstliche Morgen durch die Eisblumen an den Scheiben des gut durchwärmten Björkborner Eßzimmers leuchtete und am reichlich gedeckten Frühstückstische die Freundinnen ratschlagten, was man bei dem herrlichen Wetter unternehmen solle, waren alle vier – wie noch in jeder voraufgegangenen Frühe – für eine Schlittenfahrt. War es doch so freudvoll, gehörig in Pelze verpackt, über die von Kristallsplittern funkelnde Fläche wegzugleiten – hingezogen von flinken Pferden, unter deren Hufen der Schnee einem ins

Gesicht flog, den wässerigen Eisgeschmack des Frostes auf den Lippen und den warmen, lebendigen Duft des hafer-ernährten Tieres einatmend, das selbst, im Trabe ausgreifend, die einfache Winterlust zu genießen schien.

„Jetzt kennst du bereits", wandte sich die Tochter des Hauses zur deutschen Verwandten „das schwedische Landleben von zwei Gütern her. Ich zeigte dir gern noch ein drittes Haus, ein wirkliches Schloß, deren es bei uns ja nur wenige gibt. Fahren wir zur Gräfin Tre Rosor nach Gammla Stenstorp. Dann siehst du erst einen ganz vornehmen Herrensitz."

Man war einverstanden. „Nicht wahr?" fragte die junge Ausländerin, die sich in der fremden schwedischen Welt zurechtzufinden suchte, ihre Base: „Nicht wahr, die Tre Rosor gehören doch zu dem ... wie nennt ihr es doch? ... dem Königsadel?" Märta Sabelskjöld antwortete: „Gewiß; sie gehören zu den Häuptlingsgeschlechtern, aus denen wir ehemals unsere Könige wählten, und ebensogut wie die Wasa hätten auch die Tre Rosor Könige werden können. Doch diese Häuptlingsgeschlechter sind heute zum größten Teile ausgestorben; auch der Mann der Gräfin Ebba auf Gammla Stenstorp war der letzte seines Stammes." – „Nein," unterbrach Gunilla Wedderhorn die Freundin: „Es lebt ja noch Gräfin Ebbas Schwiegervater, der alte Sten Tre Rosor, und lebt, wie ich von meinem Großvater weiß, gleichfalls auf Gammla Stenstorp." – „Freilich," meinte Märta, „doch Graf Sten zählt so gut wie nicht mehr unter die Lebenden. Man sieht ihn nie. – Er ist ein sehr ehrwürdiger und unglücklicher Mann", fügte sie mit Betonung hinzu, als sie dem Ausdruck der Deutschen ablas, sie möge auf das Vorhergesagte hin den alten Grafen für jemand halten, der sich etwas habe zuschulden kommen lassen und sich damit unmöglich gemacht habe. „Ein sehr unglücklicher Mann," wiederholte sie, „du weißt, Gunilla, das Schicksal der Tre Rosor ..."

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, indem man zu beraten anhub, ob man zu zweit in je zwei kleinen einspännigen oder zu viert in einem großen zweispännigen Schlitten fahren sollte, ob die jungen Mädchen sich selbst kutschierten oder lieber einen Stallburschen mitnähmen. Der General bestimmte: „Ich weiß schon, wenn ihr einmal in Gammla Stenstorp seid, bleibt ihr auch zum Abendbrot dort. Zur Heimkehr ist es dann zwar nicht finsterer als nachmittags. Aber ihr seid dann müder, und so ist es mit dem Kutschieren nichts. Nehmt den Peter oder den Assaph mit."
Da den Mädchen damit die Freude des Selbstkutschierens beschnitten wurde, die bei zwei kleinen Schlitten ihnen noch ausgiebiger zugefallen wäre, entschlossen sie sich für die Freude gegenseitiger Gesellschaft und für den großen Viersitzer. Rotbackig und mit leuchtenden Augen, fröhlich und scherzend genossen sie die Fahrt. „Wofür hältst du dieses Gelände?" neckte Gunilla Wedderhorn Gustchen Quitzow, als sie über eine völlig glatte weiße Strecke hinwegstoben. „Für ein Rüben- oder Getreidefeld", antwortete die Preußin nach norddeutschen Begriffen. Die anderen lachten auf. „Das sind unsere berüchtigten Sümpfe, da kommt man darüber wie der Reiter in eurer Ballade vom Bodensee", belehrten sie.
Sie schilderten der neuen Freundin das Fürchterliche dieses sommerlichen Verkehrshindernisses und erzählten von einigen Unglücksfällen, die sich vor grauen Zeiten ereignet hätten. „Jetzt aber ist das Moor ganz gebändigt vom Frost", schloß Märta. „Ich finde es gar nicht so kalt", meinte im Anschluß daran die Fremde. „Das kommt daher," sagte Elisa Hjörthufwud, „daß die Kälte in unseren Breiten stets mit Windstille verbunden ist. Übrigens magst du recht haben," fuhr sie fort, „es ist wirklich wärmer geworden." Sie sahen sich um. „Der Himmelsrand", bemerkte Märta, „ist in der Tat etwas milchig."

„Hör mal," unterbrach Gunilla, „bekommt man den Grafen Sten wirklich nie zu Gesicht? Ich lernte ihn so gern kennen. Ich habe so viel von ihm gehört. Mein Großvater und er sind als Knaben befreundet gewesen – oh, damals war er gar nicht menschenscheu, eher alles andere! – Sie waren zusammen Pagen bei Königin Desideria, der Frau Karl Johann Bernadottes. Und danach sind sie noch viel zusammengewesen, bis er sich hierher zurückzog. Wenn ich nun sagte, ich hätte dem Alten Grüße von meinem Großvater zu bringen, glaubst du, Märta, er käme dann zu uns heraus? Ich habe noch nie einen Mann mit dem zweiten Gesicht gesehen." – „Mit dem zweiten Gesicht!" rief die Deutsche verwundert aus: „Ich dachte, das wäre nur ein Ammenmärchen, das gäbe es gar nicht!" – „Doch, das gibt es," erwiderte Märta, „und bei den Tre Rosor ist das erblich; die einen von ihnen neigen mehr dazu, die anderen minder; Gräfin Ebbas Mann hatte es gar nicht. Beim Grafen Sten ist nun das Fürchterliche, das ihn so unglücklich macht, daß er den Menschen ansieht, wann sie sterben müssen. Je näher jemand dem Tode ist, desto undeutlicher erscheint er ihm, und solche, denen der Tod dicht bevorsteht, kann er überhaupt nicht mehr wahrnehmen. Auf diese Weise hat er nun so viel Tod und Trauer sich bereiten sehen, ist er auch zur Überzeugung gekommen, er habe die eigene Erschütterung sich anmerken lassen und damit anderen Menschen Schrecken und Schmerz verursacht, daß er, um nicht mitzuleiden und Leid zu verbreiten, Umgang gänzlich meidet außer dem mit seinen Allernächsten. Wenn seine Schwiegertochter mit den zwei Muhmen allein zu Hause ist, nimmt er an ihren Mahlzeiten teil und an ihrem übrigen Leben. Er soll ganz reizend sein, und sie lieben ihn alle sehr. Doch vor Fremden zeigt er sich nicht."

„Erzähl doch die Geschichte mit dem Schmiede, sie ist so schön gruselig", bat Gunilla. „Nun," begann Märta, „das

war zur Zeit, als Graf Sten noch jünger war und glaubte, seine Gabe sei ihm zum Heile der Menschen verliehen; Gott habe ihn dazu bestellt, sie auf das Ende vorzubereiten. Eines Tages begegnet er seinem Dorfschmiede. Er sieht ihn ernst an und fragt: ‚Lars, hast du schon dein Testament gemacht?‘ Und der Lars erschrickt, geht heim, legt sich hin und stirbt. Einige sagen, er hätte gar nicht sterben müssen, nur die unheimliche Frage des Grafen habe ihn umgebracht. Jedenfalls hat auf diesen Fall hin unser damaliger Pfarrer begonnen, dem Grafen das Warnen auszureden. Seitdem aber hat der Graf sich auch immer mehr zurückgezogen.“

„Ist es wahr,“ fragte Elisa, „daß die Gräfin, obwohl der Alte den Tod seines Sohnes, ihres Mannes, vorausgesagt habe, an die Gabe des Schwiegervaters nicht glaubt?“ – „Graf Niels war lungenkrank, so war es kein Kunststück, seinen Tod vorauszusehen und vorauszusagen,“ gab Märta Bescheid: „Man kann auch nicht wissen, ob Gräfin Ebba an die Gabe des Alten nicht glaubt oder nur an sie nicht glauben will. Sie ist ihm zugetan, sie fürchtet, er werde in der Einsamkeit, der er sich ergeben, schwermütig, ja sagen wirs gerade heraus, verrückt werden. Sie strengt sich an, ihn unter Menschen zu bringen. Deshalb stellt sie auch seine Gabe vor aller Welt in Abrede und sucht ihm auch, was sie vor mir schon mehr als einmal einen Unsinn nannte, auszureden.“

„Dann könnte Gräfin Ebba,“ meinte Gunilla, die neugierige Hauptstädterin, „wenn ich sie bäte und mich auf Grüße meines Großvaters an seinen Jugendfreund beriefe, möglicherweise versuchen, den alten Herrn zu uns herauszulocken?“ – „Wahrscheinlich,“ antwortete Märta, „doch bäte ich an deiner Stelle lieber nicht darum.“ – „Warum?“ lachte Gunilla, „das wäre doch so unheimlich!“ Versonnen antwortete Märta: „Wer weiß ...“

„Angsthase!“ rief Gunilla: „Wenn irgend jemand, so sind wir vier Mädchen gesunde kräftige Wesen, dem Tode

weit. Lauter Jugend fährt hier! Jung ist sogar unser Kutscher!“ – „Ich täte es lieber nicht“, beharrte Märta. Gunilla hatte jedoch bereits andere Gedanken im Kopfe. „Hörte ich nicht,“ sprang sie ab, „der Peter, der Kutscher, habe in vierzehn Tagen Hochzeit?“ Und nun freuten sich alle vier Fräulein, die Kutscherköste mitzumachen. Märta beschrieb ihrer Base schwedische Hochzeitsbräuche, erzählte von Trachten und Brautkronen. Und der schmucke Bursch, vorübergehend in das Gespräch der Herrschaft mitbezogen, teilte seine Freude den Fräulein und sie die ihrige ihm in die Herzen mit.

So war man in bester Laune unversehens, durch den geradanstrebenden kahlen Baumgang, im offenen Ehrenhofe angelangt und hielt vor dem Portale, darüber vom Schilde die drei Rosen, nach denen das alte Häuptlingsgeschlecht sich benannt hatte, niederschauten. Die Gräfin, groß und noch schön, mit entschiedenen Gesichtszügen und Bewegungen, die ihre herzhafte, tätige, Gegrübel und Träumereien abholde Art verrieten, empfing ihre junge Freundin Märta mit Umarmung und hieß die übrigen in ihrer geraden, erfrischenden Art willkommen. Sie trafen das Schloß voller Gäste; mehrere befreundete Familien waren mit ihren Kindern zu vorübergehendem Aufenthalt eingetroffen. Die junge Deutsche wunderte sich, wie man dieses belebte Haus düster finden könne; die bereits tief stehende Sonne schien so golden durch die großen Fenster der Saalflucht herein und spielte mit den schaukelnden Prismen und Zäpfchen der venezianischen Kronleuchter, so daß von den darin gebrochenen Strahlen Hunderte von regenbogigen Flecken an den gegenüberliegenden Wänden tanzten. Als das große Licht aber untergegangen war und hinter den entlaubten Birken des Schloßhügels ein breiter, immer finsterer werdender roter Streifen herüberglühte, als es draußen zu dämmern und drinnen zu schatten begann, als leise huschende

Diener die Fensterläden sperrten und die Lampen brachten, als nun undurchdringlich schummerige Ecken in den weiten Räumen entstanden und bisher kaum beachtete Ahnenbilder von seltsamer Gegenwart wurden, da ward es dem jungen Wesen merkwürdig fremd und wehe ums Herz. Just wurde man von einem der betreßten Bedienten – in Kniehosen mit weißen Strümpfen und weißen Handschuhen – zum Mittagessen gebeten, das nach schwedischer Sitte um drei Uhr stattfand; am Imbißtische, an dem man dortzulande sich stehend auf die Hauptmahlzeit vorbereitet, fand Gustchen Quitzow sich neben der Base wieder, von der sie durch andere Gäste zuvor getrennt worden war; sie gestand Märta, wie ihr zumute war. Märta antwortete: „Das ist hier in Gammla Stenstorp immer so: in allen anderen Häusern ist der Augenblick, wo man die Lampen zündet und zum Mittagessen geht, der allerbehaglichste. Hier ergreift einen immer Schmerz. Bei Tische geht das dann vorüber, und hernach ist einem ganz wohl." – „Ich wünschte nicht dem alten Grafen zu begegnen", meinte die Deutsche, „ich auch nicht", die Verwandte.
Ganz anders arbeitete die Neugier in der Stockholmerin. Beim Essen, wo man um den langen Tisch über zwanzig an Zahl gesessen hatte einschließlich der größeren Kinder – während die kleineren von Erzieherinnen an einem Sondertische geatzt wurden –, war, wie Märta Sabelskjöld vorausgesagt hatte, eine grundgemütliche Stimmung aufgekommen. Als man danach am schweren karyatidengetragenen Kamine den Kaffee zu sich nahm und zwanglose Gruppen sich gebildet hatten, rückte Gunilla nahe zur Hausfrau heran, begann von ihrem Großvater zu erzählen, von dessen Jugendfreundschaft mit dem alten Grafen, und bereitete so ihren Anschlag vor. Was sie sagte, war Wasser auf die Mühle der Gräfin. Rasch warf diese einige Zeilen auf ein Blatt, klingelte einem Diener und hieß ihn den

Zettel nach dem Flügel, den Graf Sten bewohnte, hinüberbringen. Der Diener kehrte wieder und meldete der Hausfrau leise, so daß nur sie es hören konnte, der Herr Graf dankten für die Aufforderung, an der Gesellschaft teilzunehmen, sähen sich jedoch dazu leider außerstande.
„Das ist betrüblich!“ rief Gunilla aus, als die Gräfin ihr das Ergebnis ihres Versuches mitteilte: „Und ich hätte Großvatern solche Freude bereitet, wenn ich ihm von seinem alten Freunde erzählt hätte. Ich gehe zu Graf Sten hinauf.“ – „Tun Sie das lieber nicht,“ hemmte die Hausfrau das junge Mädchen, „ich will lieber selbst ihn bitten gehen. Mir liegt so sehr daran, daß er sich wieder unter Menschen begebe. Er macht sich mit Grillen sein Leben schwer. Und warum? Wegen einiger zufälliger Begebenheiten und aus einem gewissen Aberglauben, der einem gebildeten Manne von Welt, wie ihm, so gar nicht ansteht. Ich, die ich tagtäglich mit ihm zusammen bin, ich weiß, daß es sich hier wirklich nur um Einbildung handelt. Und habe ich ihn einmal unter Menschen gebracht, ist er wieder einmal vergnügt unter ihnen gewesen, wie er das, als mein seliger Gatte noch lebte, war, dann, hoffe ich, haben wir ihn aus dem Zauber erlöst. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie hier sind. Ich wüßte keinen besseren Vorwand, ihn herauszubewegen, als Ihre Anwesenheit. Halten Sie mir den Daumen bei meinem Gange und wünschen Sie mir die nötige Beredsamkeit.“
Die Gräfin stand auf und verschwand im Dunkel der Zimmerflucht. Nach einer Viertelstunde sah man sie wieder im Saale. Sie trat, die Gästeschar durcheilend, sieghaften Ausdrucks auf Gunilla zu, nahm sie beiseite und drückte ihr die Hand. „Haben Sie Dank!“ sagte sie, „der Bann ist gebrochen. Er kommt. Er kommt Ihretwegen. Zwar weigerte er sich, zum Abendbrot zu erscheinen, als er hörte, es wären noch andere Gäste im Hause. Doch will er sich

hernach zu uns gesellen. Sagen Sie den anderen noch nichts davon, bitte. Es gibt so ... wunderliche Leute, die könnten bei der Aussicht, ihn zu sehen, die Unbefangenheit verlieren und auch die übrigen mit ihren dummen Gedanken anstecken. Nicht wahr? Sie begreifen es: es ist besser, er ist auf einmal da und ist gar nicht so schrecklich, wie man sich einbildet; dann geht alles glatt und gut. – Ihr bleibt doch zu Abend?" wandte sie sich zur Nachbarstochter, die die Frage, wie bei ihr zu Hause vorausgesetzt wurde, bejahte.

Indessen waren die Kinder zu ihren Spielen verschwunden. Am späten Abendbrot sollten sie nicht teilnehmen, sondern, um früher zu Bett zu können, für sich essen. Sie kamen noch einmal in den Saal, um gute Nacht zu sagen. Rasch zählte, als zum Essen gerufen wurde, die Hausfrau die Tischgenossen, ob man nicht dreizehn wäre; das verheiße einem der Anwesenden baldigen Tod, glaubten noch viele im Lande. Die Gräfin zwar hielt nichts von solcher Meinung, doch berücksichtigte sie die ihrer Gäste. Sie stellte zu ihrer Befriedigung fünfzehn Anwesende fest, darunter leider nur vier Herren und keinen einzigen jüngeren. Mit Ausnahme der aus Björkborn herübergekommenen Fräulein versammelten sich an diesem Abend nur gesetztere Herrschaften um die Tafel.

„Ob er wirklich kommen wird?" fragte Gunilla nach der Mahlzeit die Hausfrau – sie konnte vor Ungeduld kaum an sich halten. Die Gräfin erwiderte: „Solange ich meinen Schwiegervater kenne, hat es bei ihm stets geheißen: ein Mann ein Wort." Gerade da vernahmen die beiden Frauen Tritte, die durch das nebenliegende dunkele Zimmer nahten. Die Gräfin erkannte den Schritt des alten Schloßherrn, der sich in den vertrauten Räumen, ohne ein Licht in der Hand mit sich zu führen, stets zurechtfand. Das junge Mädchen vermutete, daß es der von ihrer Neugier Ersehnte sei, der Wunderbare, bereits bei Lebzeiten Sagenumspon-

nene; sie sah sich nach ihm um. Die anderen aber, die nicht vorbereitet waren, erstaunten höchlichst, als sie in ihrem Kreise auf einmal einen schönen alten Herrn gewahrten, der – geradester Haltung – sie alle um Haupteslänge überragte: wohlgepflegt mit schneeweißem, vollem Haare, schneeweißem Schnurr- und Knebelbart wie auf Gemälden aus Oxenstjernas und Per Brahes Zeiten, einen Recken von mildestem Ausdruck und mit den allerprachtvollsten klaren hellblauen Augen.

„Graf Sten", raunten einige, die seine Erscheinung von Bildern her kannten oder, aus den Fenstern des Schlosses, ihn hatten einsam den Garten durchkreuzen sehen. „Graf Sten", wunderten sich auch diejenigen, die in besseren Jahren mit ihm vertrauter gewesen und ihm in diesen Räumen nicht selten genaht waren. Er aber begrüßte freundlich und heiter die alten Freunde und ließ sich mit den ihm neuen Erscheinungen auf das allerhöflichste sofort bekannt machen. Die altväterische Ritterlichkeit, die er den Damen erwies, wirkte hinreißend. Jetzt wandte er sich an seine Schwiegertochter: „Sag, Ebba, die junge Wedderhorn, die Enkelin meines Freundes, die hauptsächlich mich in deine Räume gezogen hat, ist wohl im Nebenzimmer? Bitte, führe mich zu ihr hin."

Der Gräfin verging der Atem. Da, unmittelbar vor ihr und vor dem Grafen stand ja Gunilla, drängte sich zu ihm, streckte ihm die Hand entgegen, die er nicht ansah, – die er nicht sah! Beinah hätte die Gräfin ihm entsetzt zugeschrieen: „Siehst du sie denn nicht!" Aber das wäre von allen vernommen worden, auch von der armen kleinen zum Tode Verurteilten. Die Gräfin beherrschte sich, sie flüsterte ihrem Schwiegervater etwas zu. Der warf den Kopf zurück; – die Gräfin erzählte nachmals, sie könne nie und nimmer den Ausdruck des Leides vergessen, der in diesem Augenblicke auf seinen Zügen erschienen wäre. – Doch faßte

auch er sich; er ließ von der Gräfin seine Hand mit der Gunilla Wedderhorns zusammenlegen; das mochte, meinte er jedoch, dem Mädchen verdächtig vorkommen. „Verzeihen Sie, Fräulein," erklärte er ihr, „ich werde alt, sehe schlecht und bin in meinen Bewegungen häufig unsicher."

Nahe am Kamine befand sich einer jener damals modischen Doppelsitze, die man „Causeusen" nannte und auf denen der Inhaber eines der beiden Plätze den des anderen unmittelbar vor sich hatte und beim Plaudern auf diesen angewiesen war. Die Gräfin ließ den Alten und das Mädchen dorthin steuern, brachte sie auf dieser Sitzgelegenheit unter und rückte sich einen Stuhl heran, bei allem Grauen, das sich ihrer bemächtigt hatte, bedacht, das junge Mädchen vor Entsetzen zu behüten, und sich selber, wie ein Träumer schlechter Träume, Mut zusprechend mit dem schon nicht mehr gültigen Troste, alles das sei nicht wahr. Es sei nur Verkehrtheit, erklärte sie sich den Vorgang, irgendeine krankhafte Selbsttäuschung des Alten, ein Fehler in seinem Hirn oder seinem Auge, etwas, das einen Hinweis auf Künftiges nicht zu geben vermöchte. Doch wollte es ihr dann wieder das Herz zerreißen, wenn sie hörte, wie Gunilla dem alten Grafen ihrem Großvater von ihm zu berichten verhieß, wie sie ihm seine Grüße überbringen wollte – Grüße, die der Hellseherische nicht aussprach, weil er wußte, das junge Blut, das für ihn nur noch wenige Stunden des Lebens vor sich hatte, werde sie niemals dem Freunde überbringen.

Indessen stieg das Entsetzen der Gräfin immer mehr, je mehr ihr aufging, daß unter den näherstehenden und vorüberwechselnden Gästen der Alte auch die Nachbarstochter, auch die junge Deutsche, auch das vierte junge Mädchen nicht sah. In ihren Schläfen hämmerte es, ihre Pulse flogen, ihre Gedanken jagten einander. Vier blühende

junge Wesen unter so vielen Gereiften und Älteren – so kerngesunden Aussehens und so munter! Und gerade die wären dem Tode verfallen? „Wenn der Tod ihnen nicht unmittelbar bevorstünde, würde der Unglückliche sie doch noch einigermaßen sehen", schoß es ihr durch den Kopf: „Er kann, so wie sie sind, doch keine Krankheit an ihnen allen verspüren. Wir leben auch nicht zu Zeiten der Pest, die von heute auf morgen ganze Völker rafft. Ihrer harrt ein gewaltsames Ende." Und immer wieder suchte sie sich die Ängste auszureden: „Unsinn! Was könnte ihnen denn geschehen? Alles das ist nicht wahr, und bald wird sichs erweisen, daß dieses Nichtsehenkönnen seiner Nächsten gar nichts verkündet. Ja, das ist schon erwiesen; wie kann etwas diesen vier jungen Mädchen zusammen geschehen!"

Gegen zehn Uhr abends trat Märta Sabelskjöld zur Hausfrau und sagte: „Es wird Zeit für uns, heimzufahren. Der Vater weiß zwar, daß wir hier zu Abend geblieben sind; bleiben wir aber allzulange aus, ängstigt er sich." – „Könnt ihr nicht zur Nacht hierbleiben?" fragte die Gräfin. Sie dachte auf einmal, das Unheil lauere auf sie auf dem Heimwege, in ihrem sicheren Hause jedoch könne es sich nicht an die Bedrohten wagen. „Unmöglich", antwortete Märta, sie könne den Vater nicht sich nachtsüber ängstigen lassen.

Die Gräfin begann zu bitten; sie bat immer dringlicher, ihre Stimme bebte; das junge Mädchen hatte nur die Sorge des Vaters im Sinn. Der Graf vernahm, daß seine Schwiegertochter schon nicht mehr bat, nein flehte. Er erhob sich und nahm sie beiseite. „Tochter," sprach er, „was hast du an mir getan! Retten aber wirst du sie nie und nimmer."

Die Gräfin war wie gelähmt. Sie gab den Widerstand auf. Mußte sie doch ihrem Schwiegervater recht geben: auch das sicherste Haus vermochte nicht vor dem Tode zu schützen. Sie erinnerte sich ihrer Jugendfreundin Berzelius, die,

zu Besuch bei Verwandten auf dem Lande, an den Ausdünstungen des Ofens im Fremdenzimmer umgekommen war. Sie erinnerte sich anderer Fälle.

„Laß, bitte, den Schlitten vorfahren, Tante Ebba," bat die Nachbarstochter, die der Hausfrau nachgegangen war, noch einmal, „der Vater sorgt sich sonst wirklich." Die Gräfin nahm sich zusammen. Sie traf die gewünschte Anordnung. Bald klingelte der Schlitten vor die Anfahrt. Zwitschernd, vergnügt und mit vielem „Auf Wiedersehen!" hüllten sich die jungen Mädchen in ihre Pelze. Die Gräfin umarmte sie, wie üblich, alle. Aber es war ihr, als könnte sie Märta nicht von sich lassen. „Gott segne dich!" sagte sie, als sie das Mädchen ans Herz drückte.

Große Worte waren nie ihre Sache gewesen. „Was bist du heute so feierlich, Tante Ebba?" scherzte Märta, sich von ihr losmachend. Die Gräfin tat, als hörte sie das nicht. Aber sie folgte den Scheidenden noch ins kalte Treppenhaus, sah sie niedersteigen und vernahm die Worte, die sie einander beim Verlassen des Hauses sagten: „Welch schöner Tag war es doch", meinte die junge Deutsche. „Ich bin so müde!" warf Elisa Hjörthufwud ein. „Die Schlittenfahrt wird uns alle wieder ermuntern!" entgegnete Märta, und Gunilla rief: „Die ist auch das allerschönste. Wie freue ich mich auf morgen! Da fahren wir wieder aus." Da konnte die Gräfin sich nicht mehr halten. Sie stürzte den jungen Mädchen die Stiege nach bis an den Schlitten: „Könnt ihr nicht doch zur Nacht bleiben?" sprach sie, mit Tränen kämpfend, ohne zu bedenken, wie töricht ihre Frage war vor Menschen, die reisefertig im Fahrzeug saßen, und wo sie doch wissen mußte – ja schon wußte, daß das Entsetzliche nicht abzuwenden war.

„Hinein ins Haus, hinein mit dir, du erkältest dich, Tante Ebba! Nicht mal ein Tuch hast du umgenommen!" trieb Märta Sabelskjöld die Freundin zurück, unterstützt

von ähnlichen Zurufen der anderen Mädchen, indes die Pferde schon anzogen. Die Gräfin hob sich langsam die Treppe hinauf; sie fühlte sich völlig leer und ohne Gedanken; sie bemerkte nur beiläufig, daß neben ihr der Major Kurk schritt, der sich für jedes Fräulein zu begeistern pflegte und sich wohl das Vergnügen nicht hatte nehmen lassen, die jungen Dinger in die Schlittendecke zu hüllen. Sie erinnerte sich nachmals, einige gleichgültige Worte mit ihm gewechselt zu haben.

Sie fühlte sich unfähig, in die Gesellschaft zurückzukehren; sie ging in eines der finsteren Zimmer, die nach der Hofseite zu lagen; noch hörte man das immer leiser werdende Klingeln des Schlittens. Vom Fenster, dahinter das weißliche Schneelicht graute, sah sie die hohe Erscheinung des Grafen sich schwarz abheben; die Stirn an die Scheibe gepreßt, sah er den in der Ferne verglimmenden Schlittenlaternen nach. Die Gräfin trat an seine Seite. Eine Weile schwiegen beide. Dann fragte er: „Wie fuhren sie eigentlich? Ich habe auch keine Pferde und keinen Kutscher gesehen?“ Die Gräfin wäre beinahe in krankhaftes Heulen ausgebrochen. Wie unerträglich ihr noch vor wenigen Augenblicken die Gesellschaft der Gäste geschienen hatte, hier, neben diesem Manne des Grauens, war es noch fürchterlicher. Sie wandte sich und erschien im Saale, gerade als Major Kurk, auf Grund seiner Beobachtungen am Schlitten, berichtete: „Wir haben Tauwetter.“

Da wußte die Gräfin alles. Und so vernahm sie am folgenden Tage die Kunde, daß der Björkborner Schlitten mit sämtlichen Insassen, mit den Pferden, im Moore eingebrochen war. Erst im Frühling gab es die fünf Toten heraus, die vier jungen Fräulein und den Burschen, der gerade hatte Hochzeit halten wollen.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH / SEHNSUCHT NACH EINEM GLOBUS

Es ist der gewissenhaftesten Forschung nicht gelungen, irgendeine Einzelheit von meiner ersten Begegnung mit dem Globus auszusagen; sicher ist nur, daß er, kopfgroß und in politischer Ausführung, mit einem Meridian aus Messing versehen, jahrelang auf dem Bücherschrank meines Vaters stand. Meine Blicke müssen häufig zu ihm hingewandert sein, nach der Deutlichkeit zu schließen, die sein Anblick in meinem Innenleben besaß; aber eine ehrfürchtige Scheu, geboren aus der ahnungsvollen Einsicht in das ungeheuerliche Wagnis seiner Vortäuschung, hielt mich davon zurück, meine Hände nach ihm auszustrecken und ihn um seine Achse zu drehen, was doch keinem Verbot unterlegen wäre. Dagegen ist das nächtliche Abenteuer, das ich als Achtjähriger mit dem kunstreich nachgeahmten Erdball bestand, von einwandfreien Zeugen verbürgt. Nach ihnen muß ich mich einstmals mitten im Schlummer erhoben haben und ins väterliche Arbeitszimmer hinabgewandelt sein, um mich der bedeutsamen Pappkugel zu bemächtigen: diese nämlich fand sich am nächsten Morgen zu meiner und aller Hausbewohner Verblüffung auf dem Nachtschränkchen zur Seite meines Bettes. Niemand ist der kleinen Gestalt im Nachthemd ansichtig geworden, wie sie, den ernsten Ball im Arm, durchs dunkle Treppenhaus der Villa gegeistert sein mag, doch läßt sich der Fall nicht anders als nachtwandlerisch erklären; es ist das einzige Mal in meinem an äußerer Phantastik kargen Leben geblieben, daß ich dem Drang des Nachtwandels unterlag. Danach tritt ein Zeitraum von vielen Jahren ein, in denen nichts Ungewöhnliches zwischen mir und einem Globus vorgefallen ist. Das väterliche Exemplar, das politisch immer rückständiger wurde, verschwand im Trubel mehrerer Umzüge und wohnlicher Neu-

ordnungen aus meinem Gesichtskreis – es ist anzunehmen, daß ihm eine unverdiente Übersiedlung zu einem Althändler auferlegt wurde, von dem, wie ich hoffen möchte, die Zuneigung eines Liebhabers oder eines armen Gelehrten es entführt haben mag.
Wie souverän und voller Würde ist das Dasein eines Globus! Auch in der schmählichsten Umgebung, unterm staubigen Gerümpel einer Bodenkammer, überm öden Aktenschrank eines Lehrerzimmers oder zwischen den abgegriffenen Ladenhütern eines Antiquars verliert er seinen Ernst nicht, seine stille, unantastbare Selbstgenügsamkeit und den gelassenen Stolz, den ihm kein von Menschenhand gefertigter Gegenstand nachmacht – darf sich doch keiner neben ihm rühmen, das meiste vorzustellen, was es auf der Erde gibt: die Ganze, sie selbst. Geladen von dieser uneinholbaren, mit nichts zu übertrumpfenden Bedeutung, gesättigt davon, das umfassendste Abbild, das Gleichnis aller Gleichnisse zu sein auf dem physischen Plan, könnte er eingeschüchterten Betrachtern fast schon wie ein Prahlhans erscheinen, doch zerstiebt aller Argwohn immer wieder vor jener stillen, selbstgenügsamen Würde, die auch den Mißtrauischen in ihren Bann zieht. Wo immer er steht, von unkundiger Hand auf einen zufälligen Platz unter noch so vordringlichen Dingen gestellt, ist er durch die einwohnende Größe dessen, was er vertritt, sogleich zum Mittelpunkt geworden, vergleichbar dem Abgesandten des mächtigsten Fürsten an der Tafel von Scheinkönigen; und wie dieser ist freilich auch er, der auf konzentriertesten Raum geschränkte Vertreter des väterlichen Erdballs, nur dem Eingeweihten erkennbar, dem, der nicht nur die Gegenstände anschaut, sondern auch den Sinn, von dem sie ein Bild sind. Ihm, dem Wissenden, ist darum der Standort eines Globus immer ein Thron, vor dem man ehrerbietig verharrt, und seine Materie, in den Augen der Unwissenden nur schnöde Pappe, vermittelt ihm,

zur Kugel geformt und mit den erhabenen Schriftzügen der Geographie versehen, die Gewißheit einer Transsubstantiation besonderer Art.

Freilich wird die ruhmwürdige Abgesandtschaft des Vaters Erdball gröblich verwischt, wenn, wie es meist der Fall ist, sein wahres Antlitz, das geheiligte geographische, von den schwankenden Abmachungen der Staaten und Nationen übermalt wird. Die Unterscheidungen der Ebenen, der Urwälder, der Wüsten und der Gebirge scheinen nicht mehr zu bestehen und sind abgeschafft worden zugunsten der Unterscheidungen zwischen den Staaten; ein jeder hat seine künstliche Farbe, die sich über den landschaftlichen Grund hinwegsetzt, ein Akt grober und törichter Willkür, denn wie kann es wichtiger sein, die Ergebnisse menschlichen Zankes zu markieren als die Wirkungen unabsehbarer Zeitläufte, irdischer Fügsamkeit und kosmischer Kräfte? Einzig die Meere, die unantastbaren, heben sich von den Küsten ab, auch sie schon geschändet von Hoheitszeichen und Schiffahrtslinien, und Flüsse, wie Stammbäume anzusehen, ziehen sich kraus und unbeirrt durch die Buntheit der Zollsysteme. Dennoch: trotz dieser Widersinnigkeiten verleugnet sich die Würde der stellvertretenden Ganzheit nicht. Maß und Wagnis bleiben imposant, ja neue Eindrücke stellen sich ein und suchen die natürlichen zu ersetzen: das ehrwürdige Sinnbild des Erdballs weicht dem erregenden Symbol der Geschichte, die unter seinen Menschen gewesen ist. Seine Menschen sind ja, wie die wahre Mystik versichert, sein Sinn und seine Rechtfertigung, sie sind der Arm, den er gen Himmel streckt, um sich ihm zu verbrüdern, und so mögen ihre politischen Maße, da ja ihre geistigen sich gegenständlicher Darstellung entziehen, zur Färbung und Gliederung der Kontinente dienen und der alten erhabenen Kugel das mitteilen, was die Rassen, Völker und Staaten ihr an Ordnungen abgewonnen haben.

Geraume Zeit, nachdem der Globus des Elternhauses weggetaucht war, nahmen Globen in der Schule seine Stelle in meinem Innenleben ein. Hier wurde freilich durch einen Vorstoß ins Vermessene manches verdorben. In der Erdkunde schweifte, ein lachhaftes Unterfangen, der Unterricht ins Astronomische ab, und zur Veranschaulichung des Sonnensystems war eine ganze Hierarchie von Globen erbaut worden, die mittels einer Kurbel und eines Treibriemens zueinander in Bewegung gesetzt werden konnten. Die Sonne wurde dabei von einem Lämpchen mit Spiegelscheibe dargestellt, der Mond kreiste um die Erde, diese um ihre eigene Achse, und das Ganze beschrieb eine Ellipse um das anmaßende Lämpchen. Die Unzulänglichkeit dieses Betriebes lag auf der Hand, es war unstreitiger Frevel, Kosmisches durch solchen Hokuspokus vertreten zu wollen, und was mit dem Erdball, den wir schließlich durch die Berührung unserer Sohlen kennen, noch eben gewagt werden durfte, mußte mit anderen Sternen, von denen uns hunderttausend Geheimnisse trennen, zur Blamage führen. Nein, das überirdische Globensystem konnte meine Achtung nicht gewinnen, unsagbares Mißtrauen, ja Verwirrung und Zweifel war die Ernte seiner größenwahnsinnigen Saat.
Aber als König aller Abbilder, wie eine Art Ding an sich, keusch, ernst und verläßlich, stand der einfache Globus vor meinem Begehr. Er allein konnte Aufschlüsse geben über das, was gewiß war. Er allein war das Medium, durch das man mit den Geheimnissen auf einen mühsamen Duzfuß kommen konnte. Er wurde zur Erdkunde von den Ordnungsschülern hereingetragen und dann wieder ins Lehrerzimmer gebracht. Er hatte nicht die billige Farbenvielfalt der Politik. Bläue hatten seine Meere allein, kein Staatengebilde konnte ihnen diese Farbe streitig machen. Das Grün war den Wäldern und Ebenen vorbehalten, keine Zollschranke durfte daran rütteln; Gelb war das Kenn-

zeichen der Wüsten, und die Gebirge erschienen, je höher sie waren, in immer dunklerem Braun; die höchsten aber, auf denen ewiger Schnee lag, trugen zierliche Kronen von Weiß. Das Geäder der Flüsse war gleich den Meeren, zu denen sie strebten, in Blau ausgeführt, und aus Braun, Gelb und Grün wurde deutlich und einleuchtend, nach welchen Gesetzen sie strömten und was sie bewirkten. Der Äquator wurde wieder zum Gürtel tropischer Gluten, ein Träger exotischer Mysterien. Die Tiefen der Meere, durch abgewandeltes Blau erkennbar, gewannen ihre Bedeutung zurück, und schaudernd durfte man aus der ebenen Rundung schreckliche Abstürze ahnen. Das Netz der Längengrade hingegen, argwöhnisch messendem Treiben dienlich, hätte man sich wegwünschen mögen, ja fast störte schon jegliche Beschriftung die Sauberkeit des Ganzen. Die Erdkunde ist das Einmaleins der irdischen Gesinnung; der geographische Globus ist das Einmaleins der Erdkunde, in dem sämtliche Rechnungen enthalten sind. Es war sehr befremdend, daß es Erdkundestunden gab, in denen der Globus fehlte.

Es mangelte an Gelegenheit, sich sorgfältig und in der Einsamkeit mit ihm zu befassen. Es war, geradeheraus gesagt, eine gute Verliebtheit, die mich an ihn band, und wo hätte Verliebtheit nicht nach Einsamkeit gedürstet? Die Verliebtheit in einen Gegenstand hat für uns Erwachsene leicht etwas Kauzhaftes, Kindisches oder gar Verächtliches; sehr zu Unrecht, man braucht kein Sonderling zu sein, um ein verbotenes Spielzeug oder ein seltenes Stück einer Sammlung über Gebühr innig ins Herz zu schließen. Da ein Globus nun vorderhand für mich nicht zu haben war, weder ein geographischer noch ein politischer, begnügte ich mich mit dem Surrogat und brütete versunkenen Sinnes über Atlanten. Auch sie hatten ja etwas von dem Nimbus an sich, den ein über die Maßen Großer seinen Gesandten

und Vertretern gewährt; auch sie brachten Botschaft von der Macht, an der wir mitsamt unsern Häusern und Brücken uns bergen.
Aber dann kamen wieder Jahre der Treulosigkeit. Der Globus hatte zu den Utensilien der Schule gehört; so war es eine Zeitlang Ehrensache, ihn zu vergessen. In den Jahren der Unrast, des Erwerbs, des Sports, des Kriegführens, Wanderns, Faulenzens oder Tretmühletretens hatte der Globus keinen Platz. Erst allmählich entdeckte ich ihn wieder, mitsamt meiner alten, angeborenen Liebe. Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich mir jederzeit mühelos das herrlichste Globenexemplar hätte kaufen können; als ich mich auf ihn besann, war ich arm geworden. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen meiner Armut und der neuerwachten Sehnsucht nach dem Globus. Wenn es uns gut geht, fühlen wir uns mit beiden Beinen fest auf der Erde, aber mit dem Hunger wächst die Entfremdung von ihr, und mit der Entfremdung kommt der Wunsch, sie zu erblicken oder sich wenigstens ein Bild von ihr zu machen, so wie Völker sich Bilder von ihren Göttern machen, wenn sie nach ihnen schreien. Ich war mit dem Erdendasein zusehends in Unordnung geraten und an vielerlei Torheiten, geglückten und mißlungenen, weltabgewandt und weise genug geworden, um mir das Pathos der bedeutsamen Kugel leisten zu können. Daß sie auf meinem Bücherschrank stünde, Zeugnis ablegend von meinem Drang, Distanz zu nehmen und zu überschauen, schien mir immer notwendigere Pflicht gegen mich selbst – und gegen einen andern. Denn wer anders hätte diese in so vielen Geschlechtern fortglimmende, bis zu mir hergekommene Liebe entzündet als Martin Behaim, mein genialer Vorfahr, in dessen wachsamem Hirn das Bild der Erde so zwingende Plastizität gewonnen hatte, daß er, als erster unter den Menschen, den Globus ersonnen und gebaut hatte, eine Tat, deren Wellen-

kreise längst verebbt sind, aber ohne die manch andere, leuchtendere Tat nicht getan worden wäre?
Manchmal ist mir zumut, als sieche ohne Globus mein Leben sinnlos dahin oder aber als steigere es sich nur sehnsüchtig und heimlich auf den feierlichen Augenblick zu, wo ein Globus den Ehrenplatz in meiner Studierstube einnehmen wird. Vor vielen Schaufenstern bleibe ich stehen, vor Buchhandlungen, Antiquaren und Auktionatoren, wo der vertraute Geselle im Schatten steht, und lasse seine Magie auf mich wirken. Nur ein läppischer Geldschein trennt mich von ihm. Zuweilen habe ich ihn in der Tasche und darf ihn doch nicht dranwenden; zweifellos hat es eine besondere Bewandtnis damit, daß mir der feierliche Augenblick noch vorenthalten wird. Vielleicht – da es mir im Leben immer so geht, daß manches, was andern in den Schoß fällt, von mir mühsam erworben sein will – vielleicht fehlt mir noch ein Rest zum vollen Maß der Reife, die zu erlangen mir auferlegt wurde, eh ich einen Globus besitzen darf. Aber kommen wird der Tag, und sicherlich wird es ein Tag wahren Glücks sein.

ALBRECHT SCHAEFFER / STROPHEN AUS EINEM WORT

Der Mensch langt bei seinem Grabe an wie ein Verträumter vor der Tür seines Hauses.
Fürst von Ligne

DER Mensch ... Oh Riese und zugleich oh Zwerg!
O Glaubens-Kraft, versetzend Meer und Berg!
Den Erdball meistert er mit neuen Taten –
Und steht im Alltag klein – vor Weib und Kind.
Dann wird er krank; dann wird er alt und blind.
Und dann – wo ist er endlich hingeraten?

Der Mensch langt an .. O Wort so dunkel warm!
O Abendhafenflut! Und Schoß und Arm!
Nach langem Weg – wie selig hinzukommen.
Die Sohle brennt auf einmal süß; das Haupt,
Schon kühl von Leinen, ach, schon traumentlaubt,
Wie sinkts, von tiefem schwarzem Glück umschwommen.

Der Mensch langt an bei seinem Grab .. Oh dort?
Nein! Nie! Barmherziger, wer bringt mich fort?
Dies kann der Weg nicht sein, den ich gegangen!
Von tausend Zielen selig übersternt –
Von allen Zielen ewig nun entfernt –
Ach Alldas war – nur um hier anzulangen?

Der Mensch langt an wie ein Verträumter .. Ja!
Nur immer ein Verträumter war ich da –
Im all vorüber lächelndem Geschehen.
Der zarte und der wilde Kuß, die Pein,
Die Wonne tauschten mich einander ein ..
Durch Tor um Tor – so will ich ewig gehen!

Verträumtsein .. Nur den einen Weg mir neu!
Den Wiesenweg im nahen Duft vom Heu,
Das Auge wandelt in der Berges-Ferne.
Die süße Fülle der Erinnerung
Durchduftete die Brust und du warst jung ..
Du träumst – du lebst! Und ach, wie lebst du gerne.

Bei keinem Grabe endet dieser Pfad,
Und keine Sense schneidet diese Saat,
Der reifen Frucht entsprießt die neue Blüte.
Aus tiefstem Sinn entquillt die Tat wie Tau,
Und Freund und Vater, Mutter, Tochter, Frau,
Sind nur Gebild von immer andrer Güte.

Wer langt denn an? Noch Keiner langte an!
Da ist kein Markstein für den Säemann,
Der unerschöpflich hat im Tuch zu streuen.
Er schreitet über Meer und Berg und streut,
Der Himmel sich dem Wurf entgegenfreut,
Ein grenzenloses goldnes sich Erneuen.

Das ist der Mensch, der durch den Himmel braust,
In Götter-Armen selig unbehaust,
Der Erdball kreist entzückt in seinen Händen.
Dann – eines Abends – sieht der Mensch sich um . .
Im tiefen Tale ist es dunkel stumm . .
Da leuchtet fern sein Haus mit weißen Wänden.

Der Mensch langt an bei seinem Grab wie ein
Verträumter vor der Türe seines Hauses.

MARCUS LAUESEN / FRANZISKA

Zuweilen, wenn Georg nicht zu Hause war, konnte Franziska in ihren Räumen rastlos auf und ab gehen. Sie war alt und hatte weißes Haar; aber wenn sie so wanderte, wurde ihr Gesicht jung. Sie sah nichts, obwohl ihre Augen wachsam in den Raum hinausstarrten. Sie selbst wußte nichts von ihrer Schönheit, die sich wie ein Abbild einer fernen Zeit über ihre Züge legte. Auch die Unruhe in ihrem Gemüt konnte sie selbst sich nicht erklären. Da gab es eine beinah ungreifbare Erinnerung in ihren Gedanken; sie ahnte, daß dies rastlose Gehen von einer Gewohnheit herrührte, aber sie wußte nicht mehr, wie diese Gewohnheit entstanden war. Es war seit vielen Jahren Stumpfsinn geworden. Sie wurde ja nach und nach alt.

Es gab viele Dinge im Zimmer, die Franziska gern hatte: einige große Bilder von Italien, die Büsten ihrer Kinder, den Flügel. Aber sie sah sie nicht. Es lag etwas Schlafwandlerisches über ihr; lange Zeit konnte sie von Zimmer zu Zimmer gehen, ohne irgend etwas zu berühren, selbst wenn sie nicht sah, wo sie ging. Erst wenn sie müde wurde, stieß sie gegen einen Stuhl oder Türrahmen und wußte, wo sie war. Dann ließ sie sich in einen der tiefen Stühle fallen und begann kopfschüttelnd zu lachen, ein mutwilliges und schallendes Lachen, welches bedeutete, daß sie wieder einmal dumm gewesen war. Aber das geschah nur, wenn Georg nicht zu Hause war.

Frau Franziska lebte gewohnheitsmäßig, hatte es viele Jahre getan. Aber es waren nur gute Gewohnheiten, die sie weit über die Jahre hinaus jung und stark erhalten konnten. Georg hatte sie diese Gewohnheiten gelehrt. Aber für Gewohnheiten bleibt ein Mensch nicht dankbar, oder die Dankbarkeit, die vorhanden sein könnte, ist selbst zur Gewohnheit geworden. Frau Franziska sagte dann und wann zu einem Bekannten: „Ich glaube, mein Mann hat recht – mir hat es geholfen – Sie sollten es versuchen, jeden Abend vor dem Schlafengehen eine Apfelsine...“ Aber sie dachte nicht an Georg. Sie war dabei geblieben, zeitig aufzustehen und in jedem Wetter einen kurzen Morgengang zu machen, um etwas frische Luft zu schöpfen, nur zehn Minuten, immer denselben Weg, weil man am frühen Morgen nicht zu viele neue Eindrücke aufnehmen durfte. Im Anfang, der nun zwanzig Jahre zurücklag, war Franziska mitunter weiter gegangen. Und da sie sich an Georgs Vorschlag hielt, nur zur Lindenallee hinaus, am Friedhof vorbei zu gehen und dann umzukehren, mußte sie sich wundern, daß nie ein Morgen dem andern glich. Sie konnte über die Hecke hinweg den Friedhof erblicken und sehen, wieviel sich veränderte, da kamen Kränze auf alte Gräber,

da wurden Grabsteine aufgestellt, da wurden neue Gräber gegraben, alte Zypressen wurden gefällt, der Fußweg wurde breiter; es sollte eine ruhige Gegend sein, aber es ereignete sich viel. – Jetzt ist es anders. In zwanzig Jahren wiederholt sich so vieles, zuletzt bemerkte Franziska nichts auf ihrem Morgenweg; sie mußte Georg recht geben, es ist gut, nur zu gehen, ohne an irgend etwas zu denken.
Den Vormittag, meint Georg, benutzt man am zweckmäßigsten, um Briefe zu schreiben. Die Post muß erledigt werden, und es ist am besten, man hat sich das vom Halse geschafft, bevor die Rede davon sein kann, daß Gäste kommen. Und am Nachmittag ist Georg zu Hause, dann muß Franziska mit ihm spielen.
Um zwei Uhr speisen die beiden Menschen. Das Fräulein serviert schweigend, sie erhält auch keine Befehle. Es ist am besten, nicht zu sprechen, während man ißt. Erst beim Kaffee sagt Georg: „Die Schüler sind an und für sich dies Jahr sehr interessiert, aber ich habe den Eindruck, daß sie das Wesentliche, das Grundlegende in der ganzen Musik nicht verstehen, Franziska, den Einfluß, das Erbe, das Historische."
„Merkwürdig," sagt Franziska dann, „merkwürdig, das ist doch sehr wichtig."
„Heute," sagt Georg, „heute erklärte ich ihnen, welche Bedeutung Beethovens Motive für Schubert hatten; denke dir, eines der jungen Mädchen fand, das wäre ganz gleichgültig, wenn die Musik nur schön sei."
Dann lacht Franziska.
Kurz darauf setzt sie sich ans Klavier. Sie soll für Georg spielen, während er seine Notizen für den nächsten Tag macht. Und Franziska hat gelernt, richtig zu spielen, mit völlig richtiger Betonung. Fast täglich wird sie von Georg gelobt.
Am Abend arbeitet Georg. Dann liest sie die Bücher, die Georg ihr empfohlen hat. Es kommt vor, daß sie darüber



einschläft. Aber bevor Georg kommt, um mit ihr zusammen eine Apfelsine zu essen, erwacht sie stets. Und sie sagt immer, daß es sehr interessant ist, das, was da steht. – Dann geht Georg in sein Schlafzimmer. Wenn Franziska kurz darauf kommt, um ihm gute Nacht zu sagen, dreht er sich auf die rechte Seite, weil es ungesund ist, mit dem Herzen nach unten zu schlafen.

Der Morgen ist schön gewesen. Franziska ging unter fallendem Laub, hörte den Herbst in den Friedhofsbäumen sausen, sah den roten wilden Wein an dem Hause des Nachbarn, dachte flüchtig an einen Tag vor vielen Jahren, als sie selbst sich wilden Wein für ihr Haus gewünscht hatte. Gleich hinter der Friedhofshecke war ein frisches Grab gegraben, gelber Lehm lag in einem Wall um das Grab, da war Platz für eine neue Leiche. Franziska hatte das gesehen, aber an nichts gedacht. Sie wollte ja nur die Luft ausnutzen, die reine Herbstluft. Und sie kehrte an der letzten Friedhofspforte um und ging heim. Ging vielleicht etwas langsamer als gewöhnlich, weil sie einen Herbstmorgen mit kaltem Wind noch liebte, weil sie noch fühlte, wie das Jahr selbst die Luft von der Hitze des Sommers reinigte. Sie schlug auch mit dem Stock nach einigen gelben Blättern, die auf den Bürgersteig niederfielen, traf ein Kastanienblatt und trennte die breiten Zipfel voneinander. Sie sah auch drinnen zwischen den Bäumen einen Schimmer von reinem, grünlichem Licht, wie es nur September und Oktober schenken, wußte, daß es der weite Himmel war, über alle Herbstlande, über alle Fluren und Häuser. Vielleicht atmete sie ein paarmal etwas tiefer. Aber das war schließlich nicht besonders ungewöhnlich. Und als sie durch die Gartentür in ihr eigenes Haus trat, sah sie sich nach den Georginen um, die nicht zur Seite hängen durften; sie sollten, während sie blühten, oftmals aufgebunden werden. Sie dachte daran, daß spätestens in einer

Woche ein Gärtner bestellt werden mußte, um das Laub vom Rasenplatz zu harken. Georg hatte für alles im Garten gesorgt; es sollte gut gepflegt werden.

Dann ging sie hinein, um Briefe zu schreiben; heute sollte an die Kinder geschrieben werden. Sie schrieben selbst so fleißig. Franziska freute sich über jeden Brief aus Stockholm oder Rom oder Paris. Alle drei Töchter konnten ihr so viel erzählen und erzählten alles so gut und frisch. Erstaunlich, wie die Jugend, die nicht geübt war im Schreiben, es aus sich selbst traf, das richtige Wort zu brauchen. Selbst wenn die gleichen Wörter ein wenig zu oft wiederkehrten, war es doch lustig, daß Grete in all ihren Briefen schrieb: kamen und kamen und kamen. „Dann kamen wir nach Rom, liebe Mutter, und als wir auf den Petersplatz kamen, war das, als käme man in eine ganz andere Welt", ja, es stimmte ja, Georg hatte recht, die Jugend hat nicht so viele Wörter zur Verfügung, erzählt ein wenig naiv und ungeschickt; aber das Wesentlichste und das Größte war es doch, daß sie kamen, dachte Franziska, daß sie es waren, die auszogen, neuem Leben in der großen Welt zu begegnen, daß sie von Ort zu Ort kamen, von Reichtum zu Reichtum, und von dem anderen, von der Unbeholfenheit, mußte man absehen.

Heute war wieder ein Brief von Grete da, ein guter Brief, der von schönen Tagen in Rom erzählte. Für Franziska wurde das zu einer Erinnerung an eine ganz ferne Jugend. Sie wärmte sich an dem Brief, ohne Gedanken und Wünsche, ohne Trauer, freute sich nur, auch darüber, eine alte Mutter zu sein, die durch ihre Kinder Neues von dem Land ihrer Jugend hören durfte. Und mit feuchten Augen begann sie zu schreiben: „Meine liebe kleine Grete! Wie Dein Brief heute mich doch freut. Ich lese ihn immer wieder und erlebe alles mit Dir. Erlebe die seltsame Begegnung auf der spanischen Treppe, – ich selbst hatte an

derselben Stelle vor mehr als dreißig Jahren eine ähnliche Begegnung, man erlebt so viel in der Fremde. Welch ein wunderbares Ding ist doch die Wiederholung für uns, die alt sind, und für Euch Junge, die Ihr einmal alt werden sollt. Ihr erlebt für Euch selbst und für uns mit." Dann hörte sie beinahe, was sie geschrieben hatte, die Sätze klangen noch in ihr, sie sprach ja nun zu Grete; aber sie sah ein, daß der Brief anders geschrieben werden mußte, es ging nicht an, das Wort erleben so oft zu gebrauchen. Da fiel ihr Blick auf die letzte Seite des Briefes, – sie hatte schon alles gelesen, wußte, was da stand, hatte sich nichts Bestimmtes dabei gedacht, tat es auch jetzt nicht, aber sie hielt die Feder an und fühlte etwas Saugendes in der Brust, – und doch war es nichts, da stand wie immer: „P. S. Darf ich Dich bitten, Vater zu grüßen und ihm für die Noten zu danken. Ich hatte noch keine Zeit dazu, ins Konzert zu gehen." Franziska erhob sich, ihr schien, als fröre sie, sie schlug sich einen weißen Schal um die Schultern, und als ob sie gehen wollte, um sich zu erwärmen, machte sie eine Bewegung zur Tür. Daraus wurde wieder eine willenlose Wanderung, ein gequältes Schluchzen und ein allzu hartes Lachen.

Erst gegen Abend fand sie Ruhe, den Brief fortzusetzen; dann ließ sie doch den Anfang stehen, wie er stand.

Denn gerade als sie das sinnlose Lachen begonnen und gefühlt hatte, wie dumm sie jetzt in allen Dingen war, wurde geklingelt. Das Lachen war heute zu gewaltsam. Und als das Fräulein kam, um Professor Sell zu melden, bat sie sie, den Professor in Georgs Arbeitszimmer zu bitten, sie würde im Augenblick dort sein. Sie konnte beinahe nicht über ihr Lachen hinwegkommen. Es war ja auch gar kein ernster Grund vorhanden, aufzuhören, aber gegen einen von Georgs Kollegen mußte sie sich ruhig und einigermaßen würdig zeigen; es würde sonderbar aussehen, wenn sie

lachend ins Zimmer käme. Sie ging einige Male im Wohnzimmer auf und ab, glättete ihr Kleid und legte den Schal anmutig um die Schultern zurecht, ließ ihn frei über beide Arme fallen, reckte sich ein wenig auf, um zu gehen, zog den Mund bestimmt und fest, legte die Hände zusammen, um sie in einer Art höflichen Nachdenkens zu falten, trennte sie aber sofort wieder, um sich an die Stirn zu schlagen: „Franziska, was ist mit dir los?" Lachen und Weinen zugleich saß ihr in der Kehle, etwas unbegreiflich Aufrührerisches, das jedesmal kam, wenn das junge Leben ihr begegnete.

Fertig jetzt. Sie ging. Aber als sie die Tür zum Arbeitszimmer öffnete und mit einem Nicken Professor Sell begrüßte, war da wieder ein Anlauf zum Lachen. Sie bezwang es, ließ es nur zu einem freundlichen Lächeln für den Gast werden. Sie sah überhaupt nicht das traurig erschrockene Gesicht des Professors, fand es nicht sonderbar, daß er in der Tür stand und nicht gewagt hatte, sich zu setzen, Männer können ja wunderlich sein. „Guten Morgen, Herr Professor," jetzt war es wieder da, „ja, entschuldigen Sie, ich lache, wir Alten ..."

„Guten Morgen, gnädige Frau," der junge Professor küßte ihr die Hand, „da ist etwas ganz ..."

„Sehen Sie, wir Alten können über ein Nichts ins Lachen geraten – ich glaube, es ist das Unterbewußtsein, das arbeitet, – würde gern einmal etwas lesen über diese merkwürdige Welt."

„Gnädige Frau, wie soll ich es sagen?"

„Und ich glaube trotzdem, es ist ein sicheres Zeichen dafür, daß wir alt werden, daß wir über gar nichts lachen."

Dann erst sah sie den Professor richtig an. Er stand da und kämpfte mit irgendeinem schwierigen Worte, seine ganze, schmale, lange Gestalt war in Bewegung gekommen. Aber er sah tot vor sich nieder. „Was ist mit Ihnen, Professor

Sell? – Sie waren doch immer so heiter, wenn Sie kamen."
„Gnädige Frau, ein Herz . . . Gnädige Frau, es ist meine schwere . . . wie soll ich es sagen, – Sie müssen ruhig sein!" – Ein kleines, vergnügtes Lachen war gerade wieder unterwegs. Frau Professor Janß, Franziska, die immer so gut acht gab auf ihre Worte, wenn sie mit jemand sprach, mußte den stammelnden Professor lustig finden, und sie dachte an Georgs Werbung, er hatte damit begonnen, ihr das Motiv in „Eine kleine Nachtmusik" zu erklären!! – „Gnädige Frau, es ist meine schwere Aufgabe, Ihnen zu sagen, daß ein Herzschlag Sie Ihres Mannes beraubt hat."
Professor Sell mußte den Satz ganz zu Ende sagen, bevor sie an Georg denken konnte. Aber das Lachen, das gequält wurde, lag noch kurze Zeit wie Unruhe auf ihrem Gesicht. Da war kein Erschrecken, keine Angst. „Mein Mann," sagte sie, beinahe tonlos, „mein Mann, Herr Professor, er war doch heute morgen gesund."
„Plötzlich, gnädige Frau, in der zweiten Vorlesungsstunde . . ."
Franziska wandte sich ab, sah in ein Bücherregal hinein, einige schwarze Buchrücken, etwas Staub auf den Rändern, ein Umschlag mit Violinsaiten, eine Sordine von Ebenholz, eine Flöte lag auf der Musikgeschichte, einige dürre Lorbeerblätter über der Totenmaske von Beethoven, ein Stück glattpoliertes Holz, das ihren weißen Schal widerspiegelte, in dem glänzenden Lack sah sie ihre Hände fallen und sich wieder begegnen, eine kleine Bronzebüste von Wagner, Noten oben auf dem Bücherregal, Bruckners siebente Symphonie. Sie drehte sich weiter, sah den langen schwarzen Arbeitstisch, eine Musiktheorie, den Mozartknaben mit der Violine, ein Bild der jungen Franziska, ein aufgeschlagenes Notenheft, einige Sechzehntelnoten in einer steigenden Linie, ein gewaltiges Crescendo, einige offne, saugende ganze Noten, Georgs blaue und rote Striche, am

Rande ein großes N. B., einen offenen Schreibblock mit angefangenen Aufzeichnungen [a) dies Crescendo ist nicht typisch für Beethoven, würde besser zu dem jungen Mozart gepaßt haben, b) die Motivbehandlung zeigt noch deutlich Spuren von Haydn, c) bemerke den Unterschied in der Behandlung der Triolen in dem Andante der Kreutzersonate und in der Mondscheinsonate], einen Taktstock, unbeschriebenes Notenpapier, einen Entwurf zu einem Brief, einige Notenbestellungen, ein Verzeichnis von neuen Schülern des Konservatoriums. Und sie drehte sich weiter im vollen Kreis, bis sie Professor Sell wieder ansah. Franziska verstand nicht, es war so unvorbereitet, das hier, war so außer aller Regel gekommen, hätte doch Georg nur geschrieben, nein, das war ja unmöglich: der Tod kennt keine Regel, oder die Menschen kennen die Gewohnheit des Todes nicht. So gewaltsam hatte sie nie etwas Fremdes gefühlt, so brutal hatte nie zuvor etwas Unerwartetes in ihr Leben eingeschlagen, und als sie zu Professor Sell sagte: „Das kommt so ganz unerwartet", da war es, als ob sie ein Wort aussprach, das sie nie verstanden hatte; es hatte einen seltsamen Klang in ihrem Munde, und es kam mit einem unbegreiflichen Echo von den Wänden des Zimmers zu ihr zurück, unerwartet, unerwartet, ein Wort, das sich auf etwas mehr bezog als auf das Ereignis, das ihr mitgeteilt worden war. Sie konnte keine Trauer fühlen, weil sie nicht wußte, was geschehen war.
„Herr Professor Sell, ich muß Sie bitten, zu gehen, haben Sie Dank, daß Sie zu mir kamen, – ich muß mich fassen ... entschuldigen Sie mich, – es ist sehr, sehr ..."
„Es ist sehr schwer, – meine herzlichste Teilnahme, gnädige Frau."
Eine Stunde später war Frau Franziska immer noch in Georgs Arbeitszimmer. Sie hatte niemand ihre Trauer mitgeteilt. Es war keine Verwandlung mit oder in ihr vorge-

gangen. Durch wiederholtes Vorsagen hatte sie verstehen gelernt, daß Georg tot war. Nun wußte sie es, hatte es bereits eine kurze Spanne Zeit gewußt. Und wie um eine Tatsache von sich zu schieben, schickte sie Bescheid an Georgs Schwester, ließ sagen, daß sie selbst außerstande wäre, zu ordnen, was jetzt geordnet werden müßte, bat die Familie, dafür zu sorgen, daß kein Besuch käme, bat sie, dafür zu sorgen, daß Georgs Leiche sofort in die Kapelle des Krematoriums übergeführt würde. Sie selbst würde gegen Abend kommen, um den Sarg schmücken zu helfen. Während der ersten Stunden dürften sie von ihr nichts verlangen.

Denn als sie ganz verstand, was geschehen, daß ihr Mann tot war, während sie selbst den Brief des Kindes las und in ein dummes Lachen verfiel, daß ein Mensch mit der schweren Botschaft zu ihr gekommen war und sie es deutlich und klar hatte hören müssen, bevor sie darauf gekommen war, an Georg zu denken, verstand sie auch, warum sein Tod ihr keine Trauer verursachte. Wenn ihren Kindern irgend etwas zustieß, wußte sie es, bevor die Botschaft zu ihr gelangte. Ihr Mann konnte zwanzig Minuten von hier tot umfallen, ohne daß sie irgendeine Unruhe im Gemüt empfand. Die Todesbotschaft konnte in ihrem Hause sein, im Zimmer nebenan, ohne daß sie es durch die geschlossene Tür erfuhr. Sie konnte dastehn und sich selbst die Worte lehren: „Georg ist tot, Franziska!", ohne daß irgend etwas in ihrem Herzen verwundet, ohne daß ihrem Leben, ihrer Seele etwas entrückt wurde. Sie konnte lange Zeit dastehen und Georgs Sachen ansehen, konnte durch all seine Sachen viel von seinem Geist verstehen, konnte verstehen, daß diese Dinge tot waren wie er, ohne daß es ihr weh tat. – Da wurde die alte Frau bange.

Und als ob ein ungedachter Gedanke, ein unausgesprochener Befehl jetzt Herr über sie sei, begann sie in seinem

Zimmer auf und ab zu gehn, begann immer wieder die ungewohnte Arbeit mit einem Gedanken, der zurückstrebte. Sie konnte ihn nicht verfolgen. Kopfschüttelnd und etwas bestürzt erfuhr sie, wie ihre Gedanken über das längste Stück ihres Lebens sausten oder hinflogen, um erst in einer Dämmerung sanftmütig zu verschwinden, wo ein kleines Mädchen unter einem blühenden Maulbeerbaum mit Puppen spielte. Und ein großer Hund, der Barry hieß, kam gelaufen und nahm eine ihrer Puppen ins Maul und trug sie in die Gartenstube ... Sie versuchte es noch einmal, aber es wurde nicht anders. Einige kleine Blitze zeigten ihr Georg, arbeitend, seine Pflicht erfüllend, anleitend; sie sah ihn ein Schulorchester dirigieren, einen hohen, ranken Mann, mit einem unbeweglichen Gesicht, eine Hand, die sich nicht in Rhythmen zu bewegen verstand, aber fast wie ein Automat die Zeit in den Stücken in Takt und Tonsätze zerschnitt, eine abgemessene, kühle, vornehme Musik; sie sah denselben Mann am Schreibtisch sitzen, steil, beinahe wie ein Schuljunge, der es nicht wagte, sich vornüber zu beugen, er hatte das Notenheft zu sich herangezogen, und ohne den Kopf zu neigen, schrieb er Zeichen über und unter die Noten. Sie sah Georg dastehen und zusehen, wenn das Mädchen jede Woche einmal einen Stoß Noten zusammenrollte, sie einpackte und nach seinem Diktat die Adresse eines der Kinder schrieb. Sie sah ihn im Garten gehen und über alle Beete bestimmen, hörte ihn sagen — immer wieder: „Keine Blume kommt der Stockrose gleich, Franziska, wirklich nicht“, und sie fühlte, wie verschiedene Wünsche, wie die Liebe zu anderen Blumen und Bäumen in ihrer Seele langsam dahinstarb. Dann waren die Gedanken wieder in der Nähe der stillen Dämmerung, waren in Mutters Stube, wo alle Arten Blumen vor dem Fenster stehen durften, oder waren auf dem Meere, in einem kleinen Boot, bei einem unvorsichtigen jungen Mädchen,

das zu weit hinausruderte, aber es sah, daß das Meer weit war und daß die Wogen über dunkelgrüne Tiefen hingingen. Und erst gegen Nachmittag hatte ihre Seele Ruhe gefunden, da war es vollbracht, sie hatte Aufklärung über vieles, über sich selbst erhalten; sie würde nie mehr zu lachen brauchen, ohne zu wissen, warum.

Als der Gedanke viele Male zurückgesaust war und oft das Leben mit Georg ganz vergessen hatte, begann sie den anderen Weg zu gehen. Vielleicht half ihr das Bild auf dem Schreibtisch. Man sagte, daß ihre Augen hart wären; sie hatte es selbst gesehen. Aber die stahlgrauen Augen hatten ihre Farbe vom Meer empfangen; und als sie sich selbst jung sah, verstand sie, daß Veränderungen vorgegangen waren, die sich nicht mehr auslöschen ließen. Ihre Augen waren einmal sanft gewesen, aber unruhig. Das Meer hatte sie gelehrt, das wechselnde Leben widerzuspiegeln, und über ihrer Stirn, die nun höher geworden war, hatte einst immer ein sehr klares Licht gelegen. Und ihr Mund war stets auf dem Sprung gewesen, zu lachen, ein herzliches, mutwilliges Lachen, das damals oft befreiend den toten Ernst alter Menschen durchbrach. Sie konnte dem Gedanken an dies Lachen nicht entrinnen, das war das einzige, was ihr geblieben war, es war jetzt hart und schallend geworden, aber sie konnte doch immer leichter lachen als weinen.

Aber als sie in ihren Gedanken weiterging, um den Augenblick zu suchen, wo sie herzlich gelacht hatte, konnte sie nur bei den Stunden Halt machen, die sie mit ihren Kindern allein verlebt. Da war das Lachen wieder das Lachen der Jugend, nicht dumm, nicht sinnlos, da war es Freude. Und als sie das Leben durchdachte, von einem Zeitabschnitt zum andern, wurde es weniger und weniger, was sie zu Georg brachte.

Wie war das nur gekommen — — Franziska sah jetzt ihr Schicksal als eines von vielen. Es war ihr gut gegangen, o

ja, sie hatte es gut gehabt. Sie hatte viel von der weiten Welt gesehen. In ihrer Jugend hatte sie Kraft und Lebensfreude verschwendet. Und als Georg anfing, in ihr Haus zu kommen, hatte sie den ernsten, ruhigen Mann bewundert, wie fröhliche, junge Mädchen immer ernste und zurückhaltende Männer bewundern, denn sie glauben sie tiefer und gütiger als andere, fühlen sie stärker als andere, sehnen sich danach, dem Starken zu folgen, gern bereit, ein wenig von der freien Freude einzubüßen, die sowieso eines Tages vorüber sein wird. Georg war ein Mann mit Gedanken, mit vielen Gedanken, er wußte so viel, konnte ihr viel erklären. Auch Franziska spielte, auch sie liebte Musik, und sie glaubte, daß es Dummheit wäre, wenn sie nicht alles verstand, was Georg ihr sagte. Und dann hatte es angefangen mit den langen Abenden, da er bei ihr saß und ihr umständlich die Musik erklärte, und sie hörte zu oder hörte vielleicht nicht zu, wurde nur überwältigt von etwas, das sie nicht wußte. Langsam war die Freude gestorben, nicht die tiefe Freude über das Leben, doch sicher auch die, aber zuerst die andere Freude, die lachende, leichtsinnige, die gedankenlose Frische des Kindes, der Vögel, der Blumen. Nun sitzt Franziska da und denkt, daß sie ein großes Stück ihres Lebens totgehört und gehorcht hat. Sie sieht keine Wege, weiß weder dies noch jenes, das ihr das Geschehene erklären könnte, aber sie sieht Augenblicke, die tödlich waren. Sie hatten ihr Haus bekommen, und Georg sollte über den Garten bestimmen. Franziska hatte auch Wünsche, ein einziges Mal hatte er sich ihr gefügt, aber meistens erklärte er ihr, daß der Wunsch nicht klug sei. Sie wollte gern Rosen haben, aber Georg meinte, daß Rosen nie schön, nie richtig groß würden, wenn nicht ein Gärtner sie pflegte, und man hätte keine Freude an den kleinen, verkrüppelten Gewächsen. Nun ja, man hätte keine Freude daran, aber Franziska hatte als Kind einmal

eine wilde Rose gehabt. „Ja, als Kind, Franziska, das ist etwas anderes, nicht?" — Doch, das war gewiß etwas anderes. Und nun wußte sie, daß sie selbst, Jahre darauf, es mehr als einmal gesagt hatte: „Keine Blume ist so gut wie die Stockrose." Und Georg hatte gemeint, es wäre am besten, die Wochen und Tage in feste Abschnitte einzuteilen, so wäre es leichter zu leben und alles leichter zu bewältigen. Und der Mensch brauchte Ruhe, viele, stetige Ruhe. Darum wäre es das beste, die Nächte gleichlang zu machen. Franziska hatte darin nur einmal gegen Georg gehandelt. Ein Konzert dauerte über ihre Schlafenszeit hinaus, und Georg ging nach Hause. Franziska blieb, sie wollte das schöne Spiel zu Ende hören. Georg hatte ihr nichts vorgeworfen, er warf ihr nichts vor, aber vorsichtig und rücksichtsvoll erklärte er alles, daß sie ihm recht geben mußte, und sie war niemals mehr ...

Nun lacht Franziska wieder. Sie sitzt an ihres toten Mannes Schreibtisch und lacht. Aber etwas ist in ihrem Gemüt vorgegangen, eine ganz kleine Veränderung. Jetzt scheint ihr, sie hat Grund zu lachen, nicht über Georg, denn sie hatte ihn gern, nicht über irgendeine kleine Sache, an die sie sich erinnerte, denn das hatte ja nichts zu bedeuten, sondern über sich selbst, lachte, weil sie so dumm gewesen war, immer, Tag für Tag, einem Willen nachzugeben, der kein größeres Recht dem Leben gegenüber hatte als sie selbst.

Etwas anderes geschah nicht mit Franziska. Aber der größte Teil eines Tages verging, bevor diese Gedanken zur Ruhe kommen konnten. Und dann verstand sie, daß alles gleichgültig sei, alle guten Gewohnheiten und aller guter Glaube. Denn wenn ein Mensch sich ins Leben eingewöhnt hat, kommt der Tod. Und sie fühlte keinen Zorn gegen Georg, aber auch keine Liebe zu ihm. Sie wußte auch nicht, was Trauer war. Sie wußte ja nichts. Vielleicht hatte Georg

sie von vielem befreit, als er sie lehrte, in festgelegten Stunden zu leben. Das große freie Leben war doch sehr gefährlich. Leicht fröstelnd dachte sie an ihre Kinder, die nun draußen herumreisten und nicht lernen wollten, einfach und sicher zu leben. Sie war müde. – Nein, es geschah nichts anderes, denn sie war sehr müde.
Aber als sie einige Stunden später ausging, um Blumen für Georgs Sarg zu holen, sah sie den wilden Wein am Hause des Nachbarn flammen. Und ein wenig gebeugt, wie ein bettelndes Weib, ging sie zu den fremden Menschen hinein und bat um eine einzelne Ranke. Sie erhielt sie und legte sie um Georgs Kopfkissen. Die glühenden Blätter gaben seinen Zügen ein unruhiges Leben. Franziska verstand nicht, daß es so leicht sein sollte, ein Gesicht zu verändern.

STEFAN ZWEIG / EIN KIND WIRD VERHEIRATET

JAHRHUNDERTE lang haben Habsburg und Bourbon auf Dutzenden deutscher, italienischer, flandrischer Schlachtfelder um die Vorherrschaft Europas gerungen; endlich sind sie müde, alle beide. In zwölfter Stunde erkennen die alten Rivalen, daß ihre unersättliche Eifersucht nur anderen Herrscherhäusern den Weg freigekämpft hat; schon greift von der englischen Insel ein Ketzervolk nach dem Imperium der Welt, schon wächst die protestantische Mark Brandenburg zu mächtigem Königtum, schon bereitet sich das halbheidnische Rußland vor, seine Machtsphäre ins Unermeßliche aufzurollen; wäre es nicht besser, beginnen sich – wie immer zu spät – die Herrscher und ihre Diplomaten zu fragen, man hielte miteinander Frieden, statt abermals und abermals zugunsten ungläubiger Emporkömm-

linge das verhängnisvolle Kriegsspiel zu erneuern? Choiseul am Hofe Ludwigs XV., Kaunitz als Berater Maria Theresias schmieden ein Bündnis, und damit es sich dauerhaft und nicht bloß als Atempause zwischen zwei Kriegen bewähre, schlagen sie vor, die beiden Dynastieen Habsburg und Bourbon sollten sich durch Blut binden. An heiratsfähigen Prinzessinnen hat es im Hause Habsburg zu keiner Zeit gefehlt; auch diesmal steht eine reichhaltige Auswahl aller Alterslagen bereit. Zuerst erwägen die Minister, Ludwig XV. trotz seines großväterlichen Standes und seiner mehr als zweifelhaften Sitten mit einer habsburgischen Prinzessin zu vermählen, aber der Allerchristlichste König flüchtet rasch aus dem Bett der Pompadour in das einer anderen Favoritin, der Dubarry. Auch Kaiser Joseph, zum zweitenmal verwitwet, zeigt keine rechte Neigung, sich mit einer der drei altbackenen Töchter Ludwigs XV. verkuppeln zu lassen – so bleibt als natürlichste Verknüpfung die dritte, den heranwachsenden Dauphin, den Enkel Ludwigs XV. und zukünftigen Träger der französischen Krone, mit einer Tochter Maria Theresias zu verloben. 1766 kann die damals elfjährige Marie Antoinette bereits als ernstlich vorgeschlagen gelten; ausdrücklich schreibt der österreichische Botschafter am 24. Mai an die Kaiserin: „Der König hat sich in einer Art und Weise ausgesprochen, daß Eure Majestät das Projekt schon als gesichert und entschieden betrachten können.“ Aber Diplomaten wären nicht Diplomaten, setzten sie nicht ihren Stolz daran, einfache Dinge schwierig zu machen, und vor allem, jede wichtige Angelegenheit kunstvoll zu verzögern. Intrigen von Hof zu Hof werden eingeschaltet, ein Jahr, ein zweites, ein drittes, und Maria Theresia, nicht mit Unrecht argwöhnisch, fürchtet, ihr ungemütlicher Nachbar, Friedrich von Preußen, „le monstre“, wie sie ihn in herzhafter Erbitterung nennt, werde schließlich auch noch diesen für

Österreichs Machtstellung so entscheidenden Plan mit einer seiner machiavellistischen Teufeleien durchkreuzen; so wendet sie alle Liebenswürdigkeit, Leidenschaft und List an, um den französischen Hof aus dem halben Versprechen nicht mehr herauszulassen. Mit der Unermüdlichkeit einer berufsmäßigen Heiratsvermittlerin, mit der zähen und unnachgiebigen Geduld ihrer Diplomatie läßt sie immer wieder die Vorzüge der Prinzessin nach Paris melden; sie überschüttet die Gesandten mit Höflichkeiten und Geschenken, damit sie endlich aus Versailles ein bindendes Eheangebot heimholen; mehr Kaiserin als Mutter, mehr auf die Mehrung der „Hausmacht" bedacht als auf das Glück ihres Kindes, läßt sie sich auch durch die warnende Mitteilung ihres Gesandten nicht abhalten, die Natur habe dem Dauphin alle Gaben versagt; er sei von sehr borniertem Verstand, höchst ungeschlacht und völlig gefühllos. Aber wozu braucht eine Erzherzogin glücklich zu werden, wenn sie nur Königin wird? Je hitziger Maria Theresia auf Pakt und Brief drängt, desto überlegener hält der weltkluge König Ludwig XV. zurück; drei Jahre lang läßt er sich Bilder und Berichte über die kleine Erzherzogin schicken und erklärt sich grundsätzlich dem Heiratsplan geneigt. Aber er spricht nicht das erlösende Werbungswort, er bindet sich nicht.

Das ahnungslose Unterpfand dieses wichtigen Staatsgeschäftes, die elfjährige, die zwölfjährige, die dreizehnjährige Toinette, zart gewachsen, anmutig, schlank und unbezweifelbar hübsch, tollt und spielt unterdessen mit Schwestern und Brüdern und Freundinnen temperamentvoll in den Zimmern und Gärten von Schönbrunn; mit Studien, Büchern und Bildung befaßt sie sich wenig. Ihre Gouvernanten und Abbés, die sie erziehen sollen, versteht sie mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und quecksilbernen Munterkeit so geschickt um den Finger zu

wickeln, daß sie allen Schulstunden entwischen kann. Mit Schrecken bemerkt eines Tages Maria Theresia, die sich bei der Fülle der Staatsgeschäfte nie um ein einzelnes Stück ihrer Kinderherde sorgfältig bekümmern konnte, daß die zukünftige Königin von Frankreich mit dreizehn Jahren weder Deutsch noch Französisch richtig zu schreiben versteht und nicht einmal mit den oberflächlichsten Kenntnissen in Geschichte und allgemeiner Bildung behaftet ist; mit den musikalischen Leistungen steht es nicht viel besser, obwohl kein Geringerer als Gluck ihr Klavierunterricht gab. In zwölfter Stunde soll jetzt das Versäumnis nachgeholt, die verspielte und faule Toinette zur gebildeten Dame herangezogen werden. Wichtig für eine zukünftige Königin von Frankreich ist vor allem, daß sie anständig tanzt und mit gutem Akzent Französisch spricht; zu diesem Zweck engagiert Maria Theresia eiligst den großen Tanzmeister Noverre und zwei Schauspieler einer in Wien gastierenden französischen Truppe, einen für die Aussprache, den andern für Gesang. Aber kaum meldet dies der französische Gesandte dem bourbonischen Hof, als schon ein entrüsteter Wink aus Versailles kommt: eine zukünftige Königin von Frankreich dürfe nicht von Komödiantenpack unterrichtet werden. Hastig werden neue diplomatische Verhandlungen eingeleitet, denn Versailles betrachtet die Erziehung der vorgeschlagenen Braut des Dauphins bereits als eigene Angelegenheit, und nach langem Hin und Her wird auf Empfehlung des Bischofs von Orléans ein Abbé Vermond als Erzieher nach Wien gesandt; von ihm besitzen wir die ersten verläßlichen Berichte über die dreizehnjährige Erzherzogin. Er findet sie reizend und sympathisch: „Mit einem entzückenden Antlitz vereint sie alle erdenkbare Anmut der Haltung, und wenn sie, wie man hoffen darf, etwas wächst, wird sie alle Reize haben, die man für eine hohe Prinzessin wünschen kann.

Ihr Charakter und ihr Gemüt sind ausgezeichnet." Bedeutend vorsichtiger drückt sich jedoch der brave Abbé über die tatsächlichen Kenntnisse und die Lernfreude seiner Schülerin aus. Verspielt, unaufmerksam, ausgelassen, von einer quecksilberigen Munterkeit, hat die kleine Marie Antoinette trotz leichtester Auffassung nie die geringste Neigung gezeigt, sich mit irgendeinem ernsten Gegenstand zu beschäftigen. „Sie hat mehr Verstand, als man lange bei ihr vermutet hat, doch leider ist dieser Verstand bis zum zwölften Jahre an keine Konzentration gewöhnt worden. Ein wenig Faulheit und viel Leichtfertigkeit haben mir den Unterricht bei ihr noch erschwert. Ich begann während sechs Wochen mit den Grundzügen der schönen Literatur, sie faßte gut auf, urteilte richtig, aber ich konnte sie nicht dazu bringen, tiefer in die Gegenstände einzudringen, obwohl ich fühlte, daß sie die Fähigkeiten dazu hätte. So sah ich schließlich ein, daß man sie nur erziehen kann, indem man sie gleichzeitig unterhält."

Fast wörtlich werden noch zehn, noch zwanzig Jahre später alle Staatsmänner über diese Denkunwilligkeit bei großem Verstand, über dieses gelangweilte Davonhuschen aus jedem gründlichen Gespräch klagen; schon in der Dreizehnjährigen liegt die ganze Gefahr dieses Charakters, der alles könnte und nichts wahrhaft will, völlig zutage. Aber am französischen Hofe wird seit der Mätressenwirtschaft die Haltung einer Frau mehr geschätzt als ihr Gehalt; Marie Antoinette ist hübsch, sie ist repräsentativ und anständigen Charakters, – das genügt, und so geht endlich 1769 das langersehnte Schreiben Ludwigs XV. an Maria Theresia ab, in dem der König feierlich um die Hand der jungen Prinzessin für seinen Enkel, den zukünftigen Ludwig XVI., wirbt und als Termin der Heirat die Ostertage des nächsten Jahres vorschlägt. Beglückt stimmt Maria Theresia bei; nach vielen sorgenvollen Jahren erlebt die tragisch resi-

gnierte Frau noch einmal eine helle Stunde. Gesichert scheint ihr jetzt der Frieden des Reiches und damit Europas; mit Stafetten und Kurieren wird sogleich allen Höfen feierlich verkündet, daß Habsburg und Bourbon für ewige Zeiten aus Feinden Blutsverbündete geworden sind. „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube“; noch einmal hat sich der alte Hausspruch der Habsburger bewährt.

Die Aufgabe der Diplomaten, sie ist glücklich beendet. Aber nun erst erkennt man: dies war der Arbeit leichterer Teil. Denn Habsburg und Bourbon zu einer Verständigung zu überreden, Ludwig XV. und Maria Theresia zu versöhnen, welch ein Kinderspiel dies im Vergleich zu der ungeahnten Schwierigkeit, das französische und österreichische Hof- und Hauszeremoniell bei einer so repräsentativen Festlichkeit unter einen Hut zu bringen. Zwar haben die beiderseitigen Obersthofmeister und sonstigen Ordnungshengste ein ganzes Jahr lang Zeit, das ungeheuer wichtige Protokoll der Hochzeitsfestivitäten in allen Paragraphen auszuarbeiten, aber was bedeutet ein flüchtiges, nur zwölfmonatiges Jahr für derart verzwickte Chinesen der Etikette. Ein Thronfolger von Frankreich heiratet eine österreichische Erzherzogin – welche welterschütternden Taktfragen löst solcher Anlaß aus, wie tiefsinnig muß hier jede Einzelheit durchdacht werden, wieviel unwiderrufliche Fauxpas heißt es da durch Studium jahrhundertealter Dokumente vermeiden! Tag und Nacht sinnen die heiligen Hüter der Sitten und Gebräuche in Versailles und Schönbrunn mit dampfenden Köpfen, Tag und Nacht verhandeln die Gesandten wegen jeder einzelnen Einladung, Eilkuriere mit Vorschlägen und Gegenvorschlägen sausen hin und her, denn man bedenke, welche unübersehbare Katastrophe (ärger als sieben Kriege) könnte hereinbrechen, würde bei diesem erhabenen Anlaß die Rangeitelkeit eines der hohen

Häuser verletzt! In zahllosen Dissertationen rechtsüber, linksüber den Rhein erwägt und erörtert man heikle Doktorfragen, etwa diese, wessen Name an erster Stelle im Heiratskontrakt genannt sein solle, jener der Kaiserin von Österreich oder des Königs von Frankreich, wer zuerst unterzeichnen dürfe, welche Geschenke gegeben, welche Mitgift vereinbart werden solle, wer die Braut zu begleiten, wer sie zu empfangen habe, wieviel Kavaliere, Ehrendamen, Militärs, Gardereiter, Ober- und Unterkammerfrauen, Friseure, Beichtiger, Ärzte, Schreiber, Hofsekretäre und Waschfrauen dem Hochzeitszug einer Erzherzogin von Österreich bis zur Grenze gebühren und wie viele dann der französischen Thronfolgerin von der Grenze bis nach Versailles. Während aber die beiderseitigen Perücken über die Grundlinien der Grundfragen noch lange nicht einig sind, streiten ihrerseits schon, als gelte es den Schlüssel des Paradieses, an beiden Höfen die Kavaliere und ihre Damen untereinander, gegeneinander, übereinander um die Ehre, den Hochzeitszug, sei es begleiten, sei es empfangen zu dürfen, jeder einzelne verteidigt seine Ansprüche mit einem ganzen Kodex von Pergamenten; und obwohl die Zeremonienmeister wie die Galeerensträflinge arbeiten, kommen sie doch innerhalb eines ganzen Jahres mit diesen weltwichtigsten Fragen des Vortritts und der Hofzulässigkeit nicht völlig zu Rand: im letzten Augenblick wird zum Beispiel die Vorstellung des elsässischen Adels aus dem Programm gestrichen, um „die langwierigen Etikettefragen auszuschalten, die zu regeln keine Zeit mehr bleibt". Und hätte königlicher Befehl das Datum nicht auf einen ganz bestimmten Tag festgesetzt, die österreichischen und französischen Zeremonienhüter wären bis zum heutigen Tage über die „richtige" Form der Hochzeit noch nicht einig, und es hätte keine Königin Marie Antoinette und vielleicht keine Französische Revolution gegeben.

Auf beiden Seiten wird, obwohl Frankreich wie Österreich Sparsamkeit bitter nötig hätten, die Hochzeit auf höchsten Pomp und Prunk gestellt. Habsburg will hinter Bourbon und Bourbon hinter Habsburg nicht zurückbleiben. Das Palais der französischen Gesandtschaft in Wien erweist sich als zu klein für die fünfzehnhundert Gäste; Hunderte von Arbeitern errichten in fliegender Eile Anbauten, während gleichzeitig ein eigener Opernsaal in Versailles für die Hochzeitsfeier vorbereitet wird. Für die Hoflieferanten, für die Hofschneider, Juweliere, Karossenbauer kommt hüben und drüben gesegnete Zeit. Allein für die Einholung der Prinzessin bestellt Ludwig XV. bei dem Hoffournisseur Francien in Paris zwei Reisewagen von noch nie dagewesener Pracht: köstliches Holz und schimmernde Gläser, innen mit Samt ausgeschlagen, außen mit Malereien verschwenderisch geschmückt, von Kronen überwölbt und trotz dieses Prunkes herrlich federnd und schon bei leichtestem Zuge fortrollend. Für den Dauphin und den königlichen Hof werden neue Paraderöcke angeschafft und mit kostbaren Juwelen durchstickt, der große Pitt, der herrlichste Diamant jener Zeit, schmückt den Hochzeitshut Ludwigs XV., und mit gleichem Luxus bereitet Maria Theresia den Trousseau ihrer Tochter: Spitzenwerk, eigens in Mecheln geklöppelt, zartestes Leinen, Seide und Juwelen. Endlich trifft der Gesandte Durfort als Brautwerber in Wien ein, herrliches Schauspiel für die leidenschaftlich schaulustigen Wiener: achtundvierzig sechsspännige Karossen, darunter die beiden gläsernen Wunderwerke, rollen langsam und gravitätisch durch die bekränzten Straßen zur Hofburg, hundertsiebentausend Dukaten haben einzig die neuen Livreen der hundertsiebzehn Leibgarden und Lakaien gekostet, die den Brautwerber begleiten, der ganze Einzug nicht weniger als dreihundertfünfzigtausend. Von dieser Stunde an reiht sich Fest an Fest: öffentliche Wer-



Marie Antoinette am Clavecin
Ölgemälde von François Hubert Drouais

bung, feierlicher Verzicht Marie Antoinettes auf ihre österreichischen Rechte vor Evangelium, Kruzifix und brennenden Kerzen, Gratulationen des Hofs, der Universität, Parade der Armee, Théâtre paré, Empfang und Ball im Belvedere für dreitausend Personen, Gegenempfang und Souper für fünfzehnhundert Gäste im Liechtensteinpalais, endlich am 19. April die Eheschließung per procurationem in der Augustinerkirche, bei der Erzherzog Ferdinand den Dauphin vertritt. Dann noch ein zärtliches Familiensouper und am 21. feierlicher Abschied, letzte Umarmung. Und durch ein ehrfürchtiges Spalier fährt in der Karosse des französischen Königs die gewesene Erzherzogin von Österreich, Marie Antoinette, ihrem Schicksal entgegen.

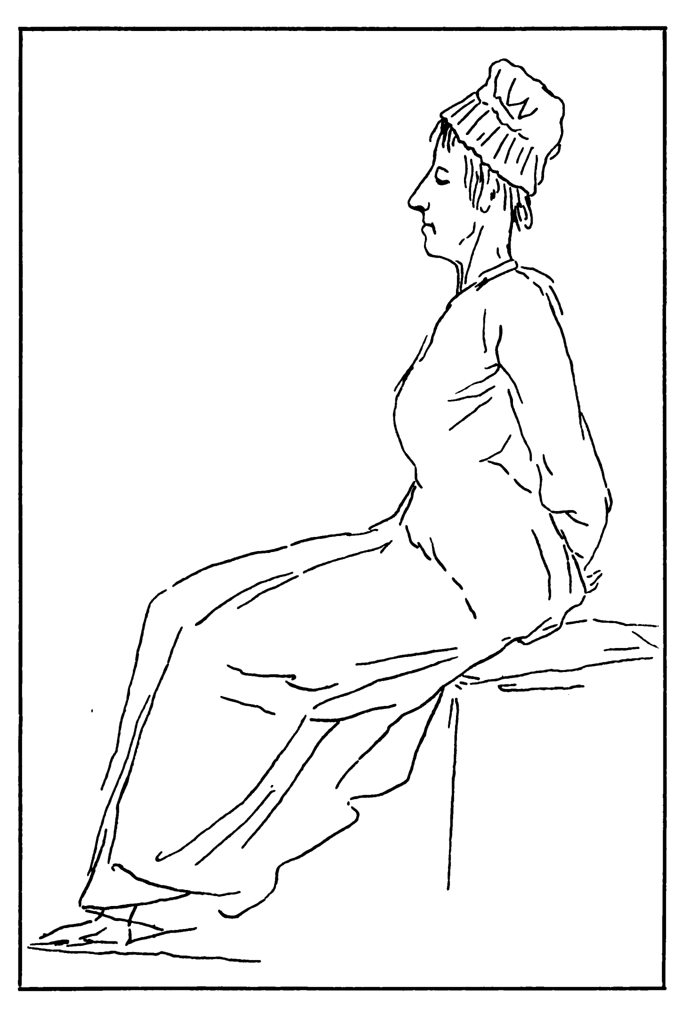
Während die riesige Kavalkade – dreihundertvierzig Pferde, die an jeder Poststation gewechselt werden müssen – langsam durch Oberösterreich, Bayern zieht und sich nach zahllosen Festen und Empfängen der Grenze nähert, hämmern Zimmerleute und Tapezierer auf der Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg an einem sonderbaren Bau. Hier haben die Obersthofmeister von Versailles und Schönbrunn ihren großen Trumpf ausgespielt; nach endlosem Beraten, ob die feierliche Übergabe der Braut noch auf österreichischem Hoheitsgebiete oder erst auf französischem erfolgen solle, erfand ein Schlaukopf unter ihnen die salomonische Lösung, auf einer der kleinen unbewohnten Sandinseln im Rhein, zwischen Frankreich und Deutschland, in Niemandsland also, einen eigenen Holzpavillon für die festliche Übergabe zu erbauen, ein Wunder der Neutralität, zwei Vorzimmer auf der rechtsrheinischen Seite, die Marie Antoinette noch als Erzherzogin betritt, zwei Vorzimmer auf der linksrheinischen Seite, die sie nach der Zeremonie als Dauphine von Frankreich verläßt, und in der Mitte den großen Saal der feierlichen Übergabe, in dem sich die Erzher-

zogin endgültig in die Thronfolgerin Frankreichs verwandelt. Kostbare Tapisserieen aus dem erzbischöflichen Palais verdecken die rasch aufgezimmerten hölzernen Wände, die Universität von Straßburg leiht einen Baldachin, die reiche Straßburger Bürgerschaft ihr schönstes Mobiliar. In dieses Heiligtum fürstlicher Pracht einzudringen, ist bürgerlichem Blick selbstverständlich verwehrt; ein paar Silberstücke jedoch machen Wächter allorts nachsichtig, und so schleichen einige Tage vor Marie Antoinettes Ankunft einige junge deutsche Studenten in die halbfertigen Räume, um ihrer Neugier Genüge zu tun. Einer besonders, hochgewachsen, freien leidenschaftlichen Blicks, die Aura des Genius über der männlichen Stirn, kann sich nicht sattsehen an den köstlichen Gobelins, die nach Raffaels Kartons gefertigt sind; sie erregen in dem Jüngling, dem sich eben erst am Straßburger Münster der Geist der Gotik offenbart hatte, stürmische Lust, mit gleicher Liebe klassische Kunst zu begreifen. Begeistert erklärt er den weniger beredten Kameraden diese ihm unvermutet erschlossene Schönheitswelt italienischer Meister, aber plötzlich hält er inne, wird unmutig, die starke schwarze Braue wölkt sich fast zornig über dem eben noch befeuerten Blick. Denn jetzt erst ist er gewahr geworden, was diese Wandteppiche darstellen, in der Tat eine für ein Hochzeitsfest denkbar unpassende Legende, die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, das Erzbeispiel einer verhängnisvollen Eheschließung. „Was," ruft der genialische Jüngling, ohne auf das Erstaunen der Umstehenden achtzuhaben, mit lauter Stimme aus, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen wurde, bei ihrem ersten Eintritt so unbesonnen vor Augen zu führen? Gibt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren und Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl

wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen? Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt." Mit Mühe gelingt es den Freunden, den Leidenschaftlichen zu beschwichtigen, beinahe mit Gewalt führen sie Goethe – denn kein anderer ist dieser junge Student – aus dem bretternen Haus. Bald naht jener „gewaltige Hof- und Prachtstrom" des Hochzeitszuges und überschwemmt mit heiterm Gespräch und froher Gesinnung den geschmückten Raum, ahnungslos, daß wenige Stunden zuvor das seherische Auge eines Dichters in diesem bunten Gewebe schon den schwarzen Faden des Verhängnisses erblickt.

Die Übergabe Marie Antoinettes soll Abschied von allen und allem veranschaulichen, was sie mit dem Hause Österreich verbindet; auch hierfür haben die Zeremonienmeister ein besonderes Symbol ersonnen; nicht nur darf niemand ihres heimatlichen Gefolges sie über die unsichtbare Grenzlinie begleiten, die Etikette heischt sogar, daß sie keinen Faden heimatlicher Erzeugung, keinen Schuh, keinen Strumpf, kein Hemd, kein Band auf dem nackten Leibe behalten dürfe. Von dem Augenblicke an, da Marie Antoinette Dauphine von Frankreich wird, darf nur Stoff französischer Herkunft sie umhüllen. So muß sich im österreichischen Vorzimmer die Vierzehnjährige vor dem ganzen österreichischen Gefolge bis auf die Haut entkleiden; splitternackt leuchtet für einen Augenblick der zarte, noch unaufgeblühte Mädchenleib in dem dunklen Raum; dann wird ihr ein Hemd aus französischer Seide übergeworfen, Jupons aus Paris, Strümpfe aus Lyon, Schuhe des Hofkordonniers, Spitzen und Maschen; nichts darf sie als liebes Andenken zurückbehalten, nicht einen Ring, nicht ein Kreuz – würde die Welt der Etikette denn nicht einstürzen,

bewahrte sie eine einzige Spange oder ein vertrautes Band? — nicht ein einziges von den seit Jahren gewohnten Gesichtern darf sie von jetzt an um sich sehen. Ist es ein Wunder, wenn in diesem Gefühl so jäh ins Fremde-gestoßen-Seins das kleine, von all diesem Pomp und Getue verschreckte Mädchen ganz kindhaft in Tränen ausbricht? Aber sofort heißt es wieder Haltung bewahren, denn Erinnerungen des Gefühls sind bei einer politischen Hochzeit nicht vorgesehen; drüben im andern Zimmer wartet schon die französische Suite, und es wäre beschämend, mit feuchten Augen, verweint und furchtsam diesem neuen Gefolge entgegenzutreten. Der Brautführer, Graf Starhemberg, reicht ihr zum entscheidenden Gange die Hand, und französisch gekleidet, zum letztenmal gefolgt von ihrer österreichischen Suite, betritt sie, zwei letzte Minuten noch Österreicherin, den Saal der Übergabe, wo in hohem Staat und Prunk die bourbonische Abordnung sie erwartet. Der Brautwerber Ludwigs XV. hält eine feierliche Ansprache, das Protokoll wird verlesen, dann kommt — alle halten den Atem an — die große Zeremonie. Sie ist Schritt für Schritt errechnet wie ein Menuett, voraus geprobt und eingelernt. Der Tisch in der Mitte des Raumes stellt symbolisch die Grenze dar. Vor ihm stehen die Österreicher, hinter ihm die Franzosen. Zuerst läßt der österreichische Brautführer, Graf Starhemberg, die Hand Marie Antoinettes los; statt seiner ergreift sie der französische Brautführer und geleitet langsam, mit feierlichem Schritt das zitternde Mädchen um die Flanke des Tisches herum. Während dieser genau ausgesparten Minuten zieht sich, langsam nach rückwärts gehend, im selben Takt, wie die französische Suite der künftigen Königin entgegenschreitet, die österreichische Begleitung gegen die Eingangstür zurück, so daß genau in demselben Augenblick, da Marie Antoinette inmitten ihres neuen französischen Hofstaates steht, der österreichische



Marie Antoinette auf dem Wege zum Schafott
Zeichnung von Louis David

bereits den Raum verlassen hat. Lautlos, musterhaft, gespenstig-großartig vollzieht sich diese Orgie der Etikette; nur im letzten Augenblick hält das kleine verschüchterte Mädchen dieser kalten Feierlichkeit nicht mehr stand. Und statt kühl gelassen den devoten Hofknicks ihrer neuen Gesellschaftsdame, der Komtesse de Noailles, entgegenzunehmen, wirft sie sich ihr schluchzend und wie hilfesuchend in die Arme, eine schöne und rührende Geste der Verlassenheit, die vorzuschreiben alle Großkophtas der Repräsentation hüben und drüben vergaßen. Aber Gefühl ist nicht eingerechnet in die Logarithmen der höfischen Regeln, schon wartet draußen die gläserne Karosse, schon donnern vom Straßburger Münster die Glocken, schon schmettern die Artilleriesalven, und, von Jubel umbrandet, verläßt Marie Antoinette für immer die sorglosen Gestade der Kindheit: ihr Frauenschicksal beginnt.

Aus dem Werke: Marie Antoinette.

DIE BEIDEN KÖNIGSKINDER / AUS DEM PADERBORNSCHEN

Et wasen twei Kunnigeskinner,
De hadden enander so leef,
Se kunden bisammen nich komen;
Dat Water was vel to deef.

‚Leef Herte, kanst du der nich swemmen?
Leef Herte, so swemme to mi,
Ick will di twei Keeskes upsteken,
Un de sallt luchten to di.'

Dat hörte ne falske Nunne
In ere Slapkammer, o weh!
Se dede de Keeskes utdämpen,
Leef Herte bleef in de See. –

Et was up en Sunndages Morgen,
De Lüde wern alle so froh;
Nich also de Kunnigesdochter,
De Ogen de satten he to.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Ogen dot mi der so weh.
Mag ick der nich gahn spazeren
An de Kant van de ruskende See?'

„O Dochter," sede de Moder,
„Allene sallst du der nich gahn;
Weck up dinen jungesten Broder,
Un de sall mit di gahn."

‚Min allerjungeste Broder
Dat is noch so'n unnüsel Kind;
He schüt wol alle de Vüglkes,
De an de Seekante sind.

‚Un schüt he ock man de wilden
Un leet de tamen gahn,
So segget doch alle de Lüde:
Dat het dat Kunnigskind dahn.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Ogen dot mi der so weh.
Mag ick der nich gahn spazeren
An de Kant van de ruskende See?'

„O Dochter," sede de Moder,
„Allene sallst du der nich gahn;
Weck up dine jungeste Suster,
Un de sall mit di gahn."

‚Min allerjungeste Suster
Dat is noch so'n unnüsel Kind,
Se plückt ja alle de Blömkes,
De an de Seekante sind.

‚Un plückt se ock man de wilden
Un leet de tamen stahn,
So segget doch alle de Lüde:
Dat het dat Kunnigskind dahn.

‚O Moder,‘ sede se, ‚Moder,
Min Herte dot mi der so weh.
Lat annere gahn na de Kerken,
Ick bet an die ruskende See.‘

Da satt de Kunnigesdochter
Upt Hoeft ere goldene Kron,
Se stak up eren Finger
En Ring van Demanten so schon.

De Moder geng na de Kerken,
De Dochter geng an de Seekant:
Se geng der so lange spazeren,
Bis se den Fisker fand.

‚O Fisker, leveste Fisker,
Ju könt verdenen grot Lohn;
Sett mi ju Nettkes to Water,
Fisk mi den Kunnigessohn!‘

He sette sin Nettkes to Water,
De Lotkes sunken to Grund.
He fiskde und fiskde so lange,
De Kunnigssohn was sin Fund.

Da nahm de Kunnigesdochter
Van Hoeft ere goldene Kron:
‚Sieh da, woledle Fisker,
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se trok van erem Finger
Den Ring van Demanten so schon:
‚Sieh da, woledele Fisker,
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se nahm in ere Arme
Den Kunnigessohn, un o weh!
Se sprang mit em in de Wellen:
‚O Vader, o Moder, ade!‘

Aus „Alte und neue Lieder“.

ERNST BERTRAM / BLICK VOM MICHAELSBERG

... Es ist schön hier oben und so still. Und ein wahres Augenwunder. Du mußt kommen und sehen.

Ich begreife immer weniger, daß wir nie Bilder gesehen haben von diesem Berg; seit langem ist hier die schönste und heimlich verwandteste der geliehenen Heimaten für meine Arbeit und mich.

Das Bautengetümmel hier oben fändest Du schon unwahrscheinlich genug: eine wahre geistliche „Narrenburg“ von ehedem, eine Wabe der Jahrhunderte. Aber erst das Ganze von draußen her, namentlich vom Wildjägerfelsen aus (das wird unser erster Weg!), gibt einen völlig phantastischen Umriß: dreimal gesteigert, in mächtigen Stufen dürerisch hinaufgetreppt, herrlich.

Wie ein gewaltiger Dreimaster liegt da die eigentliche ehemalige Klosterburg auf ihrem Michaelsfelsen, und links

tiefer ordnet sich das vielschattige Durcheinander der Bauten auf dem „Schulberg“, dem niedrigeren Nebengipfel, zu einer kühnen doppelten Vorburg. Der Grat zwischen beiden hat gerade vom Wildjägerfelsen aus gesehen einen so wunderbar gezeichneten Umriß. Du mußt das sehen.
Unserem sachlichen Malerfreunde wäre das alles hier einmal wieder viel zu „malerisch und romantisch“ – ich höre schon seinen Spott über uns Verjährte, wie damals auf der Schönburg.
Aber das wäre hier oben wirklich die Werkstatt für einen Maler, dem Liebe zu „Malerischem“ noch nicht unwürdig vorkäme; dem eine traumhaft geformte Landschaft noch nicht verächtliche Romantik hieße.
Das schön Gegliederte, Geordnete dieser Landschaft, wie sie um den mächtigen Doppelfelsen unseres Michaelsberges festlich herumgeht, habe ich sehr selten so gesehen. Es ist eine rechte Fluchtburg hier oben, wie es sie gab in den uralten Kampfzeiten. Lange ehe Herrschaftsburgen standen in unseren Gegenden (weltliche und geistliche), waren ja Fluchtburgen für das Volk und sein Wertvollstes. Und, wer weiß, am Ende gibt es die bald wieder. Es sieht sich so an: schreckliche Nachrichten von unten wieder einmal heute.
Ich glaube, wenn der Luther nicht auf so einem Felsen gesessen hätte, sicher hätte der die Bibel nicht so gewaltig übersetzt.
Dazu gehören die endlosen Wälder die blauen Wogen immer hintereinander, die Wolken, die lange Abendklarheit über den Tannen, das ganz sonderbare lange drohende Sausen, das noch heute aus seiner Sprache uns antönt.
„Denn gegenwärtiger sind die Götter auf Höhen ...“ Es bleibt wahr.

Unser Michaeli-Münster aber ist eine Entdeckung für Dich: so recht aus der dorischen Frühe unsrer romanischen

Zeit, wenn auch arg verbaut und auch durch die späteren Zutaten verfremdet, so doch wenigstens nicht „wiederhergestellt“ im neunzehnten Jahrhundert. Wir haben das ja unterwegs oft genug gesehen: die romantische Pietät damals hat unendlich viel mehr zerstört als irgendein dreißigjähriger Krieg und alle Barbaren der Welt. Ernste Lehre für uns, noch immer Söhne romantischen Bewahrerwillens, Kinder des Heimwehs nach Unwiederbringlichem.

Solche Bauten, wie dies Bergmünster hier oben, sind, noch als Bruchstück und Trümmer ihres reineren und stolzeren Einst, immer noch wahrhaft wie zu Richtern bestellt über alles Spätere: die erzengelhafte Strenge solcher Säulen steht immer vor dem Gewissen des Auges, das sie einmal zu sehen gelernt hat. Den strengen Geheimnisernst eines solchen steingeschnitzten Torrahmens würde niemand über eine Schwelle von heute zu wölben wagen.

Ein dunkelgoldner, vieltürmiger Riesenleuchter hängt, gleich einem übergewaltigen Rade, in der Vierung unsres Münsters. Das Geschenk eines Stauferkönigs, will der Doktor wissen (den Zahlen und Namen immer dienstbar umschwirren); es stelle dies leuchtende Rad die himmlische Stadt der Seligen vor, mit Mauern, Toren, Türmen und Bastionen; denn auch die Seligen bedürften gar sehr der Verteidigung.

Vorgestern sah ich den Radleuchter näher, als er zu einer Reinigung herabgelassen war, an seiner sehr ungefügen Kette. Da wärest Du erstaunt, wie über ein Wunder: denn denke, da waren doch die kleinsten Teile, die man niemals mehr sehen würde (so durfte der Künstler in seiner Werkstatt wohl annehmen), ausgeführt so bis ins winzigste sorgfältig, wie ein liebevoll zugedachter Frauenschmuck. Da sah man, was denen damals ein rechtes Weihgeschenk war für die Augen Gottes. Denn für Kunstkenner haben

diese Bildner, glückselig in ihrer Mühsal, nicht gearbeitet.

Im Schatz bewahrt man noch eine uralte Michaelsfahne; der Doktor zeigte sie uns hinter Glas, in einem braunen, wirr geschnitzten Kasten. Der Heilige auf dem brüchigen Tuch schaut aus wie der Gott Donner mit der Midgardschlange.

Geheimnisvolle Verwandtschaft der Heroen, alle siegreich niederfahrend zur Hölle, wie der Christ zwischen Tod und Auferstehung:

All diese alten Drachenüberwinder: der geflügelte Herakles Michael, auf die lernäische Satansschlange tretend; der weltlich heilige Siegfried, das Götterschwert führend gegen den Hüterdrachen des irdischen Goldes; der Sonnenjüngling Apoll, den Python uralter Orakeltiefe erlegend; Sankt Georg der Ritter, das landfressende Ungeheuer überwindend; und die Helden, Perseus und Beowulf und alle die anderen Töter des Drachens – müssen das nicht alles Ahnungen sein aus der nämlichen Tiefe, Erinnerungen aus der nämlichen Vorzeit, Hoffnungen des nämlichen Blutes? Was ist da wohl die letzte uranfänglichste Einheit: die meerab sinkende Sonne? das welkende Jahr? die zitternd überwindende Seele?

Von guten Bildern wirst Du hier leider nicht viel finden in der kleinen Sammlung des ehemaligen Stifts. Meistens spätes italienerndes Zeug, wie Du es kennst: süß und gliederverdrehend überfromm, geziert im Rampenlicht, lügnerisch aus dem Grunde. Aber ein paar Ausnahmen kann ich Dir doch zeigen:

Da ist, im ersten Saal, eine Vertreibung aus dem Paradies, ein merkwürdiges Bild irgendeiner verschollenen Schule (Du wirst es besser als ich in den Zeiten unterbringen). Der Adam ist da beinah ein junger Märchenheld, der aus-

zieht, das Fürchten zu lernen. Keine Schuld drückt ihn, und sein Gesicht ist mehr Engel als das des Austreibers mit dem Feuerschwerte selber.
Könnte Adam das Paradies nicht am Ende freiwillig verlassen haben?
Der hier auf dem Bild sieht aus, als habe er nicht erst auf den Schwertengel gewartet, sondern sei fortgegangen an einem Morgen, als er den Frieden, die Stille, die Lämmerlöwen und die sanften Palmen nicht mehr ertrug. Fortgegangen, die strengere und drohendere Welt zu suchen, die er für uns dann gefunden hat. Eva verhüllt sich in ihr Haar und läßt ihre Züge nicht deuten. Im ungeschickten Antlitz des Engels aber ist nur träger Gehorsam, zornlos und trauerlos.
Da ist noch ein Bild, der harfespielende David vor König Saul.
Wie muß es dem König zumute sein, der das Königliche in sich erloschen fühlt und der doch der König sein, der doch König scheinen muß! Die Gestalt Sauls, wie er da sitzt, gibt ein Gefühl davon. Aber der David: man sieht, er liebt diesen trauernden Nicht-mehr-König, und sein tröstendes Spiel, das man nicht hört, spricht von dem eigenen Leid, das kein Saul ahnt: dem Leid, daß er, der den König lieb hat, sich König fühlen muß, und König werden an des geliebten Immer-noch-Königs Statt.
Es erinnert mich dieser Saul an einen Mann, den Du kennst. Einen solchen David kenne ich nicht.
Sonst: lauter Abendmähler und Kreuzigungen, lauter Verkündigungen und Anbetungen des Kindes (die wenigen frühen Flamen wie immer das Schönste, da frühe Italiener hier leider ganz fehlen). Lauter Weihnacht und Passion, wohin man sieht.
Weihnachtskrippe und Passionsspiel umfaßten wohl einmal bei uns alle bildende und singende Kunst. Daran wird man



auch hier oben erinnert: eins von beiden steckt fast in jedem Werk, das man hier findet. Können die Völker zuletzt auch etwas anderes feiern, als Geburt und Sterben des Lichtes?

Über der geschweiften Tür zum goldrosig braunen Büchersaal des früheren Stifts (alle Farben und Vergoldungen noch echt und alt) habe ich gestern und heute, auf Bitte des Doktors, ganz vorsichtig den Spruch erneuert, den ein nachdenklicher Bruder von Einst in schön gebrochenen Lettern durch ein Gewinde von blumenwelken Farbranken gezogen hat: „Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge?"
Recht eine Frage vor einem Büchersaal auf dem Berg: wer wird bestehen – hier oben? Was wird sich erhalten, vor dem Blick der Künftigen? und vor unserm eigenen, künftig?
Über der Baumgrenze gelesen, welken die meisten Bücher – das haben wir doch oft und oft, beide, auf unsren Wanderungen erfahren.
Auch hier oben bin ich, so kommt es mir vor, über eine heimliche Baumgrenze hinausgelangt – ich spüre das im Lesen immer wieder. Aber haben wir sie nicht alle überschritten bei unserer mühsamen Wanderung, seit Jahren, in der Steinwildnis?
Was von allem, das wir in unserer Jugend lieb hatten, was hat die Probe dieser Baumgrenze überstiegen?

Vor dem Gnadenbild in der schönen frühen „Bußkapelle" unseres Michaeli-Münsters finde ich immer viel frische Blumen und neue Weihtäfelchen.
Mir ist die Buße für einzelne Taten immer wunderlich vorgekommen. Sollte der Mensch nicht eher für sein Wesen als für seine Taten verantwortlich sein?
Er kann hassen, was er tut. Aber er wollte sich, wie er ist. Sehen wir das nicht überall?

Geht es unsren Völkern, in ihren grauen Bußkleidern heute, nicht ebenso? Tun sie nicht alle, noch in Sack und Asche, die Tat ihres Wesens weiter? Sühnen können wir nur, was wir sind.

Meinen letzten Brief hast Du mißverstanden. Du mußt nicht denken, ich trauere den Königen nach, wohl gar den Königen von Bonapartes höhnischen Fremdgnaden.
Die Könige können wir missen, aber nicht die „Königssöhne". Und wo sind die? Manche Prinzen hab ich gesehn, aber noch keinen Königssohn darunter. Und wo sind auch die Frauen geblieben, die aussehen wie „Königstöchter"? Was für wunderbare Frauen hab ich gesehn, als ich Kind war! Oder ist das unser aller Knabenblick gewesen?
Sind denn wirklich nur noch die Toten unsere letzten Burgen? Nie und nimmer will ich das glauben. Ich denke an die Augen all der jungen Wanderer, denen wir begegneten. Burgmänner von künftig.

Aber doch sind es die Toten, die diese Zukunft bereiten. Unsere Toten lassen uns keine Ruhe. Unsere Unruhe, das ist ihr Vermächtnis. Wir selber sind die Erde, aus der die Toten schreien. Sie rufen mit jedem Jahr lauter und dringender. Sie rufen so wild, weil sie schon wissen, was wir kaum zu ahnen wagen und uns sogleich wieder verhüllen: wir haben nur noch sehr wenig Zeit.
Die alten Götter bedurften gegen die Giganten der Hilfe, und sie riefen die Sterblichen.
Wer hilft aber heute dem Göttlichen gegen solche Riesen, wie die da jetzt aufstehen? Wir, die wir nicht einmal das Menschliche bewahren konnten?
Überwundene Götter haben eine lange Geduld. Eine furchtbare Geduld, ist zu besorgen. Denn sie kommen wieder,



schrecklich in ihrer Rache, grauenhafter noch in ihrer Kraft zu warten, bis diese Rache reif ist.
Ich meine fast, es gibt heute solche Götter von eh, die ihre Rache reifen sehen.
Die gefesselten Bildwerke der alten Dämonen befreien sich aus der Münsterwand – wir selber haben ihnen geholfen. Nun sind die alten Dämonen wieder frei.
Ist es möglich, das Hohngelächter der Dämonen noch immer nicht zu hören, wie es schrillt in den vergasten Straßen unsrer grauenvoll gewordenen Termitenstädte?
Es ist ein Föhn von Erkenntnis über der Welt: weh den armen Kindern im Wetter – morgen!
Die Wölfe heulen schon um den Schlitten der Gesittung, auf der wachsenden Schneesteppe unseres Erdteils. Werft das Entbehrliche hinaus, und rasch, rasch! – so müßte man rufen.
Aber sie werfen ja lieber ihre Kinder hinaus, als ihre albernen Schätze.
Und wir, die wir selber ohne Kinder sind, dürfen es nicht einmal sagen.
Hängen wir nicht selber noch, schuldhaft, an unseren schon zum Tod verurteilten Dingen und kleinen Erbstücken? Aber unsere wirklichen Schätze lassen wir uns indessen entwinden: unsre edelsten Bilder verbrennen sich, unsre ältesten Nibelungenhorte lassen wir über das Meer verschwinden, unsere verfremdeten Dome stürzen ein.
Wir zimmern jeder an seiner heimlichen Arche. Denn wir hören jede Nacht, jeder, das unsichtbare Regnen.
Aber vor dem Erdbeben, das diesmal kommt, rettet keine Arche mehr.
Es kommt jetzt etwas wie die Mitternacht des Jahrtausends. Die Mitternacht – aber auch die Geisterstunde.
Möchten es doch Geister sein, nicht Gespenster.
Es ist eine schlimme Uhr, die da zum Schlagen ausholt.



Wie grauenhaft rasseln die Gewichte schon. Es klingt, als sollte beim letzten Schlag eine Tür aufspringen, die wir in der Wand übersahen, übersehen wollten – und als werde hereingähnen, was wir so Schauriges zu fürchten nicht wagten . . .
Wir haben alle ein Gefühl wie unterm Alpdruck. Wir schreien am Ufer eines Traumstromes: „Hol über! Hol über! Die Gespenster sind hinter uns her!" – und der Ferge drüben rührt sich nicht, er rührt sich nicht. Hinter uns aber beginnt fern das Getrappel der Totenpferde, und ein noch feines sirrendes Kreischen . . .
Immer bei der höchsten Brücke, droben auf dem Joch zwischen zwei Zeiten, haust der Drache.
Das haben die frühen Wanderer wohl gewußt, und sie bebten, wenn der Weg sich, zwischen den glatten, sinternden Riesenwänden, der letzten Paßhöhe zubog.
Wir nähern uns dem eisigen Übergang und der stäubenden Brücke beim Joch. Aber wir mühen uns, laut zu lachen, wenn man uns vom Drachen redet.
Sie tanzen noch drinnen im Riesenschiff der Zeit. Aber die Dämonen hocken schon in den Rettungsbooten und durchlöchern die Böden, sägen die Ruder an.
Der Nebel wird dichter und dichter. Spüren wir nicht alle die Kälte bis ans Herz? Die Eisberge schwimmen.

Im ehemaligen Klosterspeisesaal erwartet uns täglich, an der Querwand dem Eingang gegenüber, die gläubige Inschrift:
„Du hast Boten bei dir zu Tisch, du bewirtest die Engel am Tage, den du nicht weißt."
Ein schöner, neidenswerter Glaube.
Ob noch in unsere Zeiten ein solcher Tag fällt, den wir nicht wissen? Aber vielleicht ist gerade diese böse Wendezeit ein Tag für die Boten?



Vielleicht kommen uns die Engel überhaupt nur im Augenblick „zwischen den Welten“, in der verjüngenden Schreckenswende der Tage? So steht es jedenfalls im „Verlorenen Paradies“ (das für mich immer eine der schönsten unter den verschütteten Dichtungen bleibt):

> Wie einer, der im Wandermittag ruht
> Auf eiliger Reise, hält Erzengel ein
> Zwischen zerstörter Welt und der, die neu . . .

Vielleicht erweist sich unsere Mitternacht doch noch einmal als ein solcher Wandermittag? Die alten Bewohner des Michaelsbergs waren dessen gewisser als wir Umnachteten heute:
„Das Licht“ – so lese ich tröstlich bei meinem Hrabanus – „das Licht sendet Gesichte den Hungrigen, und es tönt unser Herr in die Finsternis.“
Die Finsternis wäre da – und auch die Hungernden.

Aber wie Traumlicht ist es oft draußen.
Eine so seltsame, heilig ängstliche Entfremdung ist in der Landschaft – sie erschreckte mich fast, als ich sie zuerst gewahrte.
Du mußt es Dir eindringlich und gedämpft zugleich vorstellen, dies sonderbare Licht. Von mehreren Schatten abgedunkelt gleichsam, wie mit Flören überhangen, wie mit trübenden Ölen übermalt.
Aber hinter den gleichsam regnenden Vorhängen von dichten Tropfenperlen ein unwahrscheinlich schönes Land.
Gestern fielen mir die Zeilen wieder ein, nach denen ich damals vergebens in meinem Gedächtnis suchte, als ich das Michaelsbild im Münster zuerst sah:

„Der Fürst der Engel flügelt: Fühle die Kühle!
Er kommt. Es schauert die Luft von Schwärze des Fittichs
Im herschneidenden Saus . . .“

... So hoch wie nie schien mir heute früh, als ich hinaussah, unsere Michaelsburg zu liegen. Es mag wohl das wieder unsagbar klare Wetter sein, das solche Täuschungen spinnt. Vor-Unwetterklarheit herrscht. Eine wahre Gespensterfernsicht bis in die tiefsten Horizontgründe hat sich aufgetan. Das gibt einen bösen Regen zu meiner Abreise.
Ein wunderbar eindringliches Quellenreden ist jetzt immer nachts in der Luft draußen. Das hab ich niemals so gehört. Erstaunlich, wie weit die Luft hier trägt.
Aber diese Nacht muß noch etwas anderes gewesen sein: sonderbar viele Vögel müssen vorübergeflogen sein. Es war immer ein fast unhörbares, aber doch deutliches Rauschen, ein empfindliches Flügeln in der Luft. Scharen, Scharen – so hörte es sich an, auf der eiligen, eiligen Reise. Woher kommen die aber mitten im Sommer?
Wir aus den Städten, die wir draußen immer nur zu Gast sind, wir wissen so wenig von dem, was sich allenthalben um uns her zuträgt. Dies Vogelrauschen war zu seltsam.

Ganz sonderbar verwandelt, so kommt es mir vor, hat sich in der letzten Zeit unsres Doktors Gesicht. Er muß wohl Nachrichten bekommen haben, die ihn von innen heraus verwandeln.
Manchmal, es ist zum Erschrecken, hat er ein wahres Erzengelgesicht. Die Menschen um uns machen jetzt alle vieles durch, wovon man nie erfahren wird.
Es kommt gar keine Post mehr von draußen. Aber es beunruhigt mich gar nicht, wie doch sonst; nicht einmal die Verwunderung bringe ich auf darüber, daß es mich so gar nicht beunruhigen will. Man entfremdet sich hier oben dem Drunten und Draußen, wie ich es nie gedacht hätte – das gehört wohl zur geistigen Natur dieser Stätte.
Es sollen ja wieder Unruhen gewesen sein, vielleicht kommt deshalb nichts von Dir.

Ich spüre, es ist etwas wie ein Bote hierher unterwegs zu uns.
Auf einer langhingewundenen Straße, zwischen Hügeln und Wäldchen, wandert es, eilt sich nicht. Aber nichts hält es auf. Zuweilen seh ich es, wenn ich die Augen zumache.
Dann möchte ich wohl rufen: Geh rascher...
Schon gestern war es mir wieder, als höbe sich ganz leicht der Boden unter dem Hause. Ein Erdbebengefühl, wie wir es damals zusammen erlebten, nur leiser, gespenstischer. Aber heute abend ist mir, ganz deutlich, als steige der Felsen, auf dem wir wohnen, langsam, langsam hinauf.
Es wird Zeit, daß ich mich losreiße. Wir werden uns bald sehn. Ich reise übermorgen.

HUGO VON HOFMANNSTHAL / ZU EINER GEDÄCHTNISFEIER FÜR GOETHE AM BURGTHEATER 1899

GOETHES gedenken! Wie, bedarfs dazu
Besondern Tages? Braucht es da ein Fest?
Sein zu gedenken, der aus Seinem Bann
Nie unsern Geist, nie unsre Brust entläßt!
Wem müßte erst ein aufgeschmückter Tag
Den Namen in die dumpfen Sinne rufen!
Auch ist der Rede hier kein Raum gewährt:
Denn dies sind eines hohen Tempels Stufen,
Und festlich sei hier jedes Tages Werk.

So fliege denn der Vorhang auf und gebe
Euch Seine eigne bunte Welt zur Lust
Und lasse wirken, was gebildet ward,

Auf euch, die ihr nicht minder seid Gebilde:
Denn wer sitzt hier im atemlosen Saal,
Der abzutun vermag von seiner Seele
Des Geistes heimlich bildende Gewalt?
Wie Er den Faust schuf und den wackern Götz
Und jenes Bürgerkind im engen Haus
Und rings um sie das frische deutsche Land:
So schuf Er mit nicht schwächrer Zauberhand
An eures Herzens Herz in tausend Nächten
Schuf an den Schauern eurer Einsamkeit,
An allen Abgründen, an allen Prächten,
An allen Wünschen, die durch eure Glieder,
Von Phantasie genährt, sich glühend wühlen,
An aller Sternenruh und Wolkenhöh,
Die geisterreich das glühnde Aug euch kühlen:
Wart ihr allein, so war doch Er bei euch,
Er war die Luft, die euch zu atmen gönnet,
Daß ihr mit Macht, mit Kühnheit, mit Genuß
Hinwandeln an des Daseins Klüften könnet.
Und tratet ihr zu Menschen wieder ein –
Empfandet ihr im menschlichen Gewühl,
In jedem würdig fruchtbaren Verein,
Nicht Seines Daseins schwebend Nachgefühl?
Die Männer und die Frauen unsrer Zeit,
Wir haben sie von Ihm gelernt zu lieben:
Wie dürftig wäre diese Welt geblieben,
Hätt Er sie nicht im voraus uns geweiht!

Nun halten wir, ein neu-heraufgekommen
Lebendiges Geschlecht, die weite Erde:
Und da wir atmen, heißts uns Gegenwart.
Ein jeder unsrer Schritte ist ein tiefrer.
Aus Busch und Höhle tönen unerhörte
Geheimnisvolle Fragen uns ans Ohr.

Wir sind der Schlacht nicht sicher, die wir schlagen,
Und zweifelhaft blinkt uns der Krone Gold,
Die wir erwerben sollen, wenn wir siegen.
Wir lassen manchmal alle Hände aus
Und lösen unsern Blick aus der Verschlingung
Der Menschenblicke, und wir lassen ihn
Am harten nächtlichen Gewölb des Himmels
Hingleiten, wie ein Irrgewordner tut.
Dann redet Er zu uns, aus Seinen Büchern
Oder aus unserm eignen Innern oder
Aus einem Bach, der murmelt, oder hier!
Gewaltig ist die Hand der Gegenwart –
Doch Gegenwart auch Er! In unsern Wipfeln
Das Rauschen Seines Geists, in unsern Träumen
Der Spiegel Seines Auges! Goethe! Goethe!

Welch Zauberwort, von dem ein starker Schein
In dieses Daseins großes Dunkel fällt:
Er trat einmal in diese Welt herein,
Nun treten wir vielmehr in Seine Welt
Und weiden uns am Leben der Gestalten,
Draus sich ein ungeschwächter Hauch erneut,
Und fühlen, wie sie ganz die Kraft enthalten,
Davon Er etwas auch in uns gestreut:
Und dieses regt sich uns im tiefsten Kerne,
Wir glühen, tausendäugig, tausendhändig,
Und die Geschöpfe von dem schönsten Sterne,
Sie werden uns, an ihnen wir lebendig!

Aus dem Nachlaß.



BÜCHER AUS DEM INSEL-VERLAG

Bücher sind kein geringer Teil
des Glücks — die Literatur wird
meine letzte Leidenschaft sein.

Friedrich der Große

DIE NEUERSCHEINUNGEN DES INSEL-VERLAGES IM JAHRE 1932

CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER ZAUBERER VON HOMBURG UND MONTE CARLO. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—.
Wo in Monte Carlo im Jahre 1863 ein paar armselige Fischerhütten standen, erheben sich heute zauberhafte Luxusschlösser, Hotels, Villen, eine, ja zwei ganze Städte. Dieses Wunder hat ein Mann vollbracht, François Blanc, der die Kühnheit besaß, zuerst in Homburg, dann in Monte Carlo den Spielteufel zum magischen Herrn der Welt zu machen. Als der Krieg von 1866 der Herrlichkeit in Homburg ein Ende setzte, schuf François Blanc an der Côte d'Azur den Traum von Monte Carlo. Über Fürst und Volk ergoß sich ein Goldregen, er selbst wurde unermeßlich reich, und der Sohn des kleinen armen Steuereinnehmers von Marseille vermählte seine Töchter an fürstliche Bewerber.

GANDHIS LEHRE UND TAT. Von *C. F. Andrews.* Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs.* In Leinen M 7.50.
Der im vorigen Jahre erschienenen Selbstbiographie Gandhis tritt dieses Buch zur Seite. Es ist aus jahrelangem Zusammenleben und Zusammenwirken mit dem großen Menschen und Führer entstanden. Es führt den Leser unter Verwendung einer großen Anzahl von Briefen, Reden und Gesprächen tief in die Gedankenwelt des Mahatma ein. Nachdem im ersten Teil die religiöse Umwelt geschildert ist, aus der heraus allein die Erscheinung Gandhis verstanden werden kann, gibt der zweite Teil einen Abriß der Wirkung seiner Lehre und der Leiden, die Gandhi um ihretwillen auf sich genommen hat.

GOETHE UND SEINE WELT IN 580 BILDERN. Unter Mitwirkung von *Ernst Beutler* herausgegeben von *Hans Wahl* und *Anton Kippenberg.* In Leinen M 4.50.
Die Strecke, die Goethe in einem langen, unvergleichlichen Leben durchmaß, begleitet das Buch „Goethe und seine Welt“ in zeitgenössischen Bildern. Aus vielen Steinen wird hier ein leuchtendes Mosaik gestaltet der Goetheschen Welt und zugleich einer Epoche, die, wie Goethe gewußt und vorausgesagt hat, mit ihm zu Ende ging und so bald nicht wiederkehren wird.

AN GOETHE. BRIEFE BEDEUTENDER ZEITGENOSSEN. Gedächtnisgabe der Reichsregierung zum 22. März 1932. Zwanzig Briefe. Faksimile-Ausgabe in 340 Exemplaren, von der Reichsdruckerei in Lichtdruck hergestellt. Mit leitenden Worten von *Hans Wahl.* In Mappe M 75.—.
Diese Veröffentlichung enthält zwanzig Briefe bedeutender deutscher und ausländischer Persönlichkeiten an Goethe.

HUXLEY, ALDOUS: WELT—WOHIN? Ein Roman der Zukunft. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 6.—.
Eine Utopie — aber nicht vom billigen Optimismus des herkömmlischen Zukunftsromans, der von einer Welt in rosigem Licht träumt. Den tut Huxley mit überlegener Geste ab. Er zaubert uns

kein unerreichbares Wunschbild vor, predigt nicht und will nicht bessern. Er denkt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit den „Fortschritt" zu Ende, zu einem unausweichlich grotesken Ende.

DES KNABEN WUNDERHORN. ALTE DEUTSCHE LIEDER. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Textrevision von *Karl Viëtor*. 2 Bände in Halbpergament M 40.—.

LANCKOROŃSKA, GRÄFIN MARIA U. RICHARD OEHLER: DIE BUCHILLUSTRATION DES XVIII. JAHRHUNDERTS IN DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH UND DER SCHWEIZ. Drei Bände mit über 450 Abbildungen auf 200 Lichtdruck-Tafeln. Erster Band kartoniert M 25.—; in Halbleder M 32.—. Band II wird im Laufe des Jahres 1933, Band III 1934 erscheinen. Der Bezug des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.
Dieses Werk füllt eine Lücke in der Kunstgeschichte und in der Bücherkunde aus. Zum ersten Male wird hier eine Darstellung der Buchillustration des 18. Jahrhunderts in den deutschsprechenden Ländern gegeben, wie sie für die französischen livres à figures schon lange besteht. Reiches Abbildungsmaterial belebt den Text und weckt zugleich das Interesse der Bücher- und Kunstfreunde an einem zu Unrecht vernachlässigten Gebiet.

LAUESEN, MARCUS: UND NUN WARTEN WIR AUF DAS SCHIFF. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Stilling*. Roman. In Leinen M 6.50.
In diesem Roman wird die Blüte und der Verfall eines Geschlechtes von Reedern und Kapitänen geschildert, dessen letzte Verkörperung von Macht und Größe die uralte Frau Juliane Hagemeyer ist, eine der herrlichsten Gestalten, die die Dichtung unserer Tage aufzuweisen hat. Aus Hunderten von Einzelzügen meisterhaft komponiert, baut der Roman ein Jahrhundert Familiengeschichte vor uns auf. Die Fundamente der Familie sind brüchig geworden; nicht die Zeit ist es, die den Bau zum Einsturz bringen wird, der Untergang kommt aus der Familie selbst. Ihre Gier, reich zu werden, den Besitz festzuhalten und zu vermehren, hat Haß und Zwietracht gezüchtet, die gewalttätig ihren Bestand zerstören. In der Hellsichtigkeit der Todesnähe erkennt Juliane Hagemeyer dieses Verhängnis ihres Geschlechtes und verflucht, was dieses erst groß gemacht hat. — Im letzten Herbst ist durch dieses Buch ein bis dahin nur wenig bekannter junger Dichter über Nacht in Dänemark berühmt geworden. Nun kommt das Buch auf seiner Weltreise in einer vom Dichter durchgesehenen Übertragung nach Deutschland.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: APOKALYPSE. Übertragen von *Georg Goyert*. In Leinen M 6.—.
Die „Apokalypse" ist das letzte Buch des großen englischen Dichters, während seiner Krankheit im Angesicht des Todes geschrieben. Es wird eines seiner wichtigsten bleiben, ein kostbares Vermächtnis. In ihm macht er den kühnen Versuch, die Lehre Christi und die Offenbarung Johannis scharf voneinander zu trennen, der einen allen echten christlichen Geist, der anderen alle Schuld an den Verfälschungen und der Trübung, die sie erfahren, zuzuweisen. Ein Brief seines nahen Freundes Richard Aldington

an Frau Frieda Lawrence, der unser Buch einleitet, spricht aufschlußreich und aus tiefer Kenntnis heraus über dieses dichterische Testament und über den Dichter selbst.

LAWRENCE, DAVID HERB.: DIE GEFIEDERTE SCHLANGE. Roman. Übertragen von *Georg Goyert.* In Leinen M 8.—.
Adler und Schlange, die Wappentiere Mexikos, sind die Sinnbilder der in diesem Roman geschilderten Erhebung, die die alten, gestürzten Götter des Landes wieder einsetzen will. In die sinnverwirrende Atmosphäre hat der Dichter eine angelsächsische Frau gestellt. Sie kämpft gegen die dämonische Gewalt dieser Umwälzung, in die sie von deren Führern hineingezogen wird, um ihr endlich doch zu erliegen. Selten ist ein Dichter so tief in das Geheimnis eines fremden Volkes eingedrungen wie Lawrence in die rätselhafte, zerklüftete, glühende, sinnliche Seele des mexikanischen Volkes, selten ist die Mischung von Seelenhaftigkeit und — manchmal unheimlichem — Scharfsinn so vollkommen wie in diesem Buche.

MELL, MAX: DIE SIEBEN VON THEBEN. Dramatische Dichtung. In Pappband M 3.50.
Das schreckensvolle Ende des unglückseligen, der Drachensaat entsprossenen Geschlechts bildet den Inhalt dieses Dramas, in dessen Mittelpunkt die zwei großen Gestalten des Polyneikes und der Antigone stehen.

PETERSEN, JULIUS: ERDENTAGE UND EWIGKEIT. Rede, gehalten in Weimar bei der Goethe-Gedächtnisfeier des Reiches am 22. März 1932. Kartoniert M 1.20.

SCHEFFLER, KARL: DER NEUE MENSCH. Essays. In Leinen M 6.—.
Inhalt: Die neue Kunst und der neue Mensch — Die Zukunft der Großstädte — Das Schaufenster — Die permanente Revolution — Evangelisch — Die Presse — Die Rache des Eros.
Erfüllt von dem Gefühl großer Verantwortlichkeit, setzt sich Karl Scheffler in diesem Buch mit den Problemen der Gegenwart auseinander. Er will dem Menschen durch das Dickicht der Meinungen über die gesellschaftlichen, sittlichen, religiösen und künstlerischen Grundlagen des modernen Daseins den Weg in die Zukunft freimachen.

SCHWAB, GUSTAV: SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Neue vollständige Ausgabe mit 96 Bildern nach *Flaxman.* (1120 Seiten). In Leinen M 4.50.
Mit dieser, bei mustergültiger Ausstattung äußerst preiswerten Ausgabe erwecken wir ein Buch, das seit Generationen unserem Volk die versunkene Welt der griechischen Götter und Heroen näher gebracht hat, zu neuem Leben. Aus den Bruchstücken, die die Hinterlassenschaft der Antike waren, hat Gustav Schwab mit einer Hingabe ohnegleichen die großen Sagenzyklen wiederhergestellt. Durch ihn sind uns diese Sagen vertraut geworden; in einem Buch voll Tiefsinn und Schönheit, grausiger Fürstenkämpfe und seltsamer Lügengeschichten wird sein Werk weiterleben wie Tausendundeine Nacht, der Robinson oder ein anderes jener Bücher, die nie altern.

SIEBER, CARL: RENÉ RILKE. Mit 5 Lichtdruck-Tafeln. In Leinen M 5.—.

Dieses Buch beantwortet die oft gestellte Frage nach der Frühzeit Rainer Maria Rilkes. Atmosphäre und Umwelt, in denen René Rilke aufwuchs, werden darin lebendig. Wir erleben seine ersten seelischen Nöte und Konflikte, wir sehen ihn langsam sich der Dichtung nähern, die sein Leben beherrschen soll. Das Phänomen des Dichters Rilke wird erst wahrhaft deutlich, wenn man seine Anfänge kennt.

SILLANPÄÄ, F. E.: SILJA, DIE MAGD. Aus dem Finnischen übertragen von *Rita Öhquist.* In Leinen M 6.—.

Verhältnismäßig spät kommt dieser, in seinem Heimatland längst berühmte finnische Dichter zu uns, nun aber mit seinem bisher reifsten Werk. Es ist die ergreifende Geschichte einer Magd, die mit nachtwandlerischer Sicherheit und reinen Herzens wie eine Heilige ihren geraden, schweren Weg geht, bis ein einst in voller Kraft und in höchstem Ansehen stehendes altes Bauerngeschlecht mit ihr erlischt. Wir wissen genau: soundso wird sich einmal das Geschick der lieblichen Gestalt erfüllen, unentrinnbar steht hinter dem Leben der jungen Silja der frühe Tod. Und nun ist es etwas Großes, zu erleben, wie der Dichter von Geschehnis zu Geschehnis die Handlung zu steigern vermag, bis die Erzählung in beinahe andächtiger Ruhe ausklingt.

Der Roman mutet fast an wie eine Legende, die hineinverwoben wurde in eine an dramatischen Spannungen und Geschehnissen reiche Erzählung, deren Hintergrund die aufwühlenden Tage des unseligen finnischen Bruderkampfes zu Ende des Weltkrieges bilden.

TIMMERMANS, FELIX: FRANZISKUS. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens.* 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

Es ist ein Buch, das bis in die letzte Zeile von reiner Dichtung erfüllt ist, durchleuchtet von einem Geist geadelter Innerlichkeit, der so selten geworden ist in unsern Tagen, über den man beglückt ist, daß er noch lebt, und von dem man glauben darf, daß er niemals untergehen wird. *Kölnische Zeitung.*

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn.* (800 Seiten.) In Leinen M 12.—.

Dieser an Umfang und Gehalt große Roman der Tsing Dynastie ist seit hundert Jahren als der Gipfel des chinesischen Schrifttums bekannt; er bildet noch heute die Lieblingslektüre der Chinesen beiderlei Geschlechts. Der Roman schildert Glanz und Niedergang eines Fürstengeschlechts, seine bunt bewegte Handlung schlingt sich um die Gestalten eines chinesischen Werther und seiner Geliebten, er eröffnet — ein hohes Lied auf die irdische und himmlische Liebe — in glücklicher Verbindung von Realistik und Mystik Einblicke in die intimsten Vorgänge eines vornehmen Hauses, in die geheimen seelischen Bezirke schöner, in völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt aufwachsender Jungfrauen und in die Mysterien buddhistisch-taoistischer Jenseitsvorstellungen. China kann sich nur selbst erklären; es ist nie offenherziger gewesen als in seinen beiden großen Romanschöpfungen: dem Kin Ping Meh, der seit

zwei Jahren das Entzücken vieler deutscher Leser bildet, und dem Hung loh mong, dem Traum der Roten Kammer.

STEFAN ZWEIG: MARIE ANTOINETTE. Bildnis eines mittleren Charakters. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

In seinem „Fouché“ hat Stefan Zweig den Typus der neuen psychologischen Biographie geschaffen. In viele Sprachen übersetzt, ist dieses Buch über die ganze Welt gegangen. Ihm stellt nun der Dichter ein Buch gleicher Wesensart zur Seite. Aber der Rahmen ist hier viel weiter gespannt: das dramatische Schicksal einer Frau erfüllt sich inmitten einer der dramatischsten Zeiten der Geschichte. Wie Marie Antoinette ohne eigentliche Kraft zum Guten, aber auch ohne den geringsten Willen zum Bösen, leichtsinnig und ahnungslos Krone und Leben verspielt, zuletzt aber über ihr Mittelmaß von der gewaltigen Hand des Schicksals ins Heldische emporgerissen wird, — diese von nun ab unvergeßbare Tragödie schildert Stefan Zweig in einer Darstellung, deren Spannung und Kraft auf keiner der 640 Seiten des Buches nachläßt.

★

DIE NEUEN BÄNDE DER INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band mit neuem Überzugpapier in Pappband 80 Pf.

ERNEST CLAES: HANNES RAPS. Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (Nr. 429.)

WOLFGANG GOETZ: FRANZ HOFDEMEL. Eine Mozart-Novelle. (Nr. 174.)

GUNNAR GUNNARSSON: DER KÖNIGSSOHN. Eine Geschichte aus dem alten Norwegen. (Nr. 109.)

WILHELM HAUFF: DIE KARAWANE. Märchen (Nr. 424.)

DAVID HERBERT LAWRENCE: FROHE GEISTER; EINE ENGLISCHE FAMILIE. Zwei Erzählungen. (Nr. 428.)

ALTE UND NEUE LIEDER. Mit Weisen und Bildern von Ludwig Richter. (Nr. 18.)

HERMANN LÖNS: TIERGESCHICHTEN. (Nr. 425.)

THOMAS MANN: DIE BEKENNTNISSE DES HOCHSTAPLERS FELIX KRULL. (Nr. 312.)

JOSEF PONTEN: BERGREISEGESCHICHTEN. Der Gletscher — Die letzte Reise. (Nr. 427.)

GRIGOL ROBAKIDSE: KAUKASISCHE ERZÄHLUNGEN. (Nr. 83.)

ALBRECHT SCHAEFFER: NACHTSCHATTEN. Vier Novellen aus kriegerischen Zeiten. (Nr. 179.)

KARL HEINRICH WAGGERL: DAS WIESENBUCH. Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (Nr. 426.)

★

Neue vollständige Verzeichnisse der Insel-Bücherei stehen unentgeltlich zur Verfügung.



ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Ursprache und Übertragung gegenübergestellt. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. In Leinen M 6.—.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. In Leinen M 12.—.

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: RAINER MARIA RILKE. Mit acht Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

BALZAC, HONORÉ DE: DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, GENANNT CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 9.—.

BÉDIER, JOSEPH: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 4.50.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—.

BEHEIM-SCHWARZBACH, MARTIN: DIE HERREN DER ERDE. Roman. In Leinen M 5.50.

— DIE MICHAELSKINDER. Roman. In Leinen M 6.25.

BERTRAM, ERNST: GEDICHTE. In Pappband M 4.—.

— DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 4.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 4.—.

— STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. In Pappband M 4.—.

BETHGE, HANS: DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.

— JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.

BILLINGER, RICHARD: DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

— ROSSE. Schauspiel in drei Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.

— RAUHNACHT. Schauspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.

— SICHEL AM HIMMEL. Der Gedichte dritte Auflage. In Pappband M 4.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 6.—.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski* unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 7.50; in Leder M 12.—.

BRAUN, FELIX: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern. Auf Dünndruckpapier (995 Seiten). In Leinen M 10.—.

DAS ALTE BREMEN. Herausgegeben vom *Focke-Museum für Bremische Altertümer.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst.* In Leinen M 5.50.

BUBER, MARTIN: EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 6. Tausend. In Pappband M 4.75.

— ICH UND DU. In Pappband M 4.—.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 7.—.

BÜHLER, JOHANNES: DAS ERSTE REICH DER DEUTSCHEN. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 6.75.

In diesem Buche führt uns der Verfasser mit sicherer Hand durch die geistigen und politischen Verhältnisse des deutschen Volkes von der Völkerwanderung bis zum Mittelalter. Es ist eine Geschichte des alten Kaisertums und der Kultur unserer Vorfahren; nur wer sich seiner Ahnen bewußt ist und im Nährboden der Vergangenheit wurzelt, kann in sein Volkstum hineinwachsen, das über Glück und Unglück und allen äußeren Formen steht.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald,* eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

CAROSSA, HANS: DER ARZT GION. Eine Erzählung. 40. Tausend. In Leinen M 6.—.

— EINE KINDHEIT. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 15. Tausend. In Leinen M 4.50.

— GEDICHTE. 10. Tausend. In Leinen M 4.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

CHINESISCHE MEISTERROMANE

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn.* In Leinen M 5.75.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn.* 920 Seiten auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn.* In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.25.



CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Mit Bildern und einem Vorwort von *Felix Timmermans*. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 10. Tausend. In Leinen M 4.75.

CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. In Leinen M 6.50.

CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1770—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. In Leinen M 12.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 12.—.
Beide Bände in Kassette in Leinen M 20.—; in Halbleder M 30.—.

— DIE TROCKENE TRUNKENHEIT. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 12.—.

COSTER, CHARLES DE: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. In Leinen M 4.—.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 10.—.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der *politischen* und der *kulturhistorischen* Reihe. Preis des gesamten Werkes in Leinen M 60.—.

Dieses Werk baut das Mittelalter in seiner Größe, Strenge und Innigkeit vor uns auf, in der Wucht seines nach innen gekehrten Lebens, in der Treue seiner Arbeit.

Die vier Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung.
Das Frankenreich.
Die sächsischen und salischen Kaiser.
Die Hohenstaufen.

Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter.
Deutsches Geistesleben im Mittelalter.
Ordensritter und Kirchenfürsten.
Fürsten und Ritter.
Bauern, Bürger und Hansa.

Jeder Band in Leinen M 7.50.

★

DICKENS, CHARLES: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von *Cruikshank*, *Cattermole*, *Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Leinen M 45.—.

Als Einzelausgaben erschienen:

— DAVID COPPERFIELD. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— DER RARITÄTENLADEN. In Leinen M 8.—.

— DIE PICKWICKIER. In Leinen M 8.—.

— OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. In Leinen M 8.—.

EICHENDORFF, JOSEPH VON: WERKE. Herausgegeben von *Franz Schultz*. Zwei Bände. In Leinen M 7.50.

ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE): BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

FICHTE: REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Eingeleitet von *Rudolf Eucken*. In Leinen M 3.50.

FRANK, LEONHARD: BRUDER UND SCHWESTER. Roman. 40. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 4.25.

— DIE RÄUBERBANDE. Roman. In Leinen M 2.50.

FRIEDENTHAL, RICHARD: DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 6.75.

GANDHI, MAHATMA: MEIN LEBEN. Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von *C. F. Andrews*. Aus dem Englischen übertragen von *Hans Reisiger*. In Leinen M 7.50.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Bildtafeln. In Leinen M 5.—; in Halbleder M 7.50.

GORKI, MAXIM: ERZÄHLUNGEN. Eingeleitet v. *Stefan Zweig*. In Leinen M 2.50.
Inhalt: Die alte Isergil — Malwa — Sechsundzwanzig und eine — Der Landstreicher — Gewesene Leute.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 135.—; in Leder M 235.—. *Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten bietet. Einer der wesent.*

lichsten Vorzüge dieser Ausgabe ist ihre Anordnung: die einzelnen Werke sind nach ihrer Zugehörigkeit in Gruppen geteilt, innerhalb dieser aber wieder zeitlich geordnet, ferner sind im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die nur die Lesarten verzeichnen, die wichtigsten Werke in den verschiedenen Fassungen wiedergegeben.

In der Ausstattung dieser Gesamtausgabe:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* Zwei Bände. In Leinen M 18.—; in Leder M 30.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 7.50; in Leder M 13.—.

GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann.* In Leinen M 9.50; in Leder M 16.—.

*

FARBENLEHRE. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Mit 32 zum großen Teile farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen.* In Leinen M 10.—.

FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50.

SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

NATURWISSENSCHAFTLICHE SCHRIFTEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. Mit 48 zum großen Teil farbigen Tafeln. In Leinen M 20.—; in Leder M 34.—.

*

GOETHES GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* In Leinen M 3.75.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki.* In Pappband M 6.—; in Halbleder M 8.—.

LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* In Pappband M 3.—.

*

DREISSIG HANDZEICHNUNGEN GOETHES. Faksimiles in Originalgröße in farbigem Lichtdruck. Herausgegeben von *Hans Wahl,* Direktor des Goethe-Nationalmuseums. 300 numerierte Exemplare. In Leinenmappe M 225.—.

ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum* (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—.

*

DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.* In Leinen M 3.50.

BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen.* Vollständige Ausgabe in vier Bänden. In Leinen M 12.—.

BRIEFE AN FRAU VON STEIN. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 4.50.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster.* Zwei Bände. In Leinen M 9.—.

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von *Max Hecker.* 3 Bände. In Leinen M 18.—.

BETTINAS LEBEN UND BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

GOETHE IM BILDNIS. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben von *Hans Wahl.* In Leinen M 5.—.

*

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen M 9.—.

GRIMMELSHAUSEN, H. J. CHR. VON: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 7.50.

HARDT, ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 4.—.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 4.—.

HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen M 5.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers.* Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbpergament M 12.50.

HEINE, HEINRICH: SÄMTLICHE GEDICHTE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.



HEINE, HEINRICH: TRAGÖDIEN – REISEBILDER – PROSADICHTUNGEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–.

– BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. In Leinen M 3.–; in Leder M 6.–.

HEY-SPECKTER: HUNDERT FABELN FÜR KINDER. Von *Wilhelm Hey.* Mit den Bildern von *Otto Speckter.* In Leinen M 2.50.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder.* In Leinen M 4.–.

– DIE GEDICHTE UND DIE KLEINEN DRAMEN. 53. Tausend. In Leinen M 5.–.

– DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 12. Tausend. Geheftet M 2.–; in Pappband M 2.75.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Kritisch-historische Ausgabe von *Franz Zinkernagel* in fünf Bänden. In Halbleder M 65.–.

– SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–.

– HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. In Leinen M 3.–.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* In Leinen M 4.50.

TRADER HORN: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Neue illustrierte Ausgabe. In Leinen M 4.50.

HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). 20. Tausend. In Leinen M 15.–.
Der große Roman des Dreißigjährigen Krieges.

– ENTPERSÖNLICHUNG. In Halbleinen M 4.75.

– VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. In Leinen M 5.75.

– DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. In Leinen M 6.25.

– LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. In Halbleinen M 4.50.

– MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. In Leinen M 5.–.

– DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. In Leinen M 6.–.

– DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. In Leinen M 6.–.

– DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. In Halbleinen M 5.–.

– MICHAEL UNGER. Roman. In Leinen M 6.50.

– WALLENSTEIN. In Pappband M 3.25.

– GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.75.

HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Gekürzte Ausgabe. In Leinen M 2.50.

HUMBOLDT, WILHELM VON: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* In Leinen M 3.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Leitzmann.* In Leinen M 6.50.

HUXLEY, ALDOUS: NACH DEM FEUERWERK. Novellen. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 6.50.

— ZWEI ODER DREI GRAZIEN. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 6.—.

— KONTRAPUNKT DES LEBENS. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* 7. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 7.50.

INSEL-ALMANACH AUF DAS GOETHE-JAHR 1932. Mit 8 Bildtafeln. Kartoniert M 1.—.

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Übertragen von *Mathilde Mann, Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn.* Mit dem von *A. Helsted* 1885 radierten Porträt. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß.* Taschenausgabe in Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 75.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

— KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter.* In Leinen M 3.50.

KASSNER, RUDOLF: DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Leinen M 4.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

KLEIST, HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von *Friedrich Michael.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— BRIEFE. Herausgegeben von *Friedrich Michael.* In Leinen M 3.50.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke.* Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. In Leinen M 3.50.

KOCH, RUDOLF: DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch.* In Holz geschnitten von *Fritz Kredel.* Druck der Mainzer Presse. Drei Teile. In Pappband M 80.—.

KÜHNEMANN, EUGEN: GOETHE. Zwei starke Bände. In Leinen M 20.—.



LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. Neue Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.

LANDSBERGER, FRANZ: DIE KUNST DER GOETHEZEIT. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: LIEBENDE FRAUEN. Roman. Neu übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. 9. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER HENGST ST. MAWR. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 5.—.

— DER REGENBOGEN. Roman. Übertragen von *F. Franzius*. In Leinen M 6.—.

— SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Neu übertragen von *Georg Goyert*. 6. Tausend. In Leinen M 8.—.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. Neue Ausgabe mit 12 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.75.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. In Pappband M 3.—.

MOTTRAM, RALPH H.: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy*. Übertragen von *T. Francke* (720 Seiten). 12. Tausend. In Leinen M 8.50.
Der große englische Kriegsroman.

— WESEN UND GESCHICHTE DER FINANZSPEKULATION. Deutsche Ausgabe nach der Übertragung von *Karl Lerbs* besorgt von *Erich Dittrich*. In Leinen M 8.50.

MOZART. WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.—.

MUMELTER, HUBERT: ZWEI OHNE GNADE. Roman. In Leinen M 6.—.

NAPOLEONS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Friedrich Schulze*. Mit 19 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

NEXÖ, MARTIN ANDERSEN: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande (1250 Seiten). In Leinen M 11.50.

DER NIBELUNGEN NOT und KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—.
Der mittelhochdeutsche Text in musterhafter Ausgabe.

NIETZSCHE: BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. In Leinen M 4.75.

PENZOLDT, ERNST: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 5.—.

PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann*. 10. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der *Preußischen Meßbildanstalt*. In Halbleinen M 7.—.

RENDL, GEORG: DER BIENENROMAN. In Leinen M 5.—. *Nur ein Bienenzüchter kann so tief in die Psyche der Bienen und ihres Staates eindringen, nur ein Sohn der Natur das Jahr der Blumen und der Tiere so schildern, nur ein Dichter ein so beglückendes und inniges Buch daraus gestalten, wie es hier gelang.*

RILKE, RAINER MARIA: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 35.—; in Halbleder M 45.—.

In der gleichen Ausstattung:

— ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. 10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE UND TAGEBÜCHER AUS DER FRÜHZEIT. 1899 bis 1902. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. 15. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1906 bis 1907. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

★

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.—.

— FRÜHE GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— NEUE GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS BUCH DER BILDER. 34. Tausend. In Leinen M 5.25.

— DUINESER ELEGIEN. Neue Ausgabe. 15. Tausend. In Leinen M 3.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben — Von der Pilgerschaft — Von der Armut und vom Tode.) 85. Tausend. In Halbleinen M 4.25.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 31. Tausend. In Leinen M 6.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 50. Tausend. In Leinen M 4.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 53. Taus. In Leinen M 7.—.

★

ROLLAND, ROMAIN: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 29 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 10.—.



SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. Zwei Bände. In Halbpergament M 10.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden. In Halbpergament M 16.—; in Schweinsleder M 30.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). In Leinen M 15.—.
Der große Zeitroman des Dichters.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 5.25.

— GEDICHTE aus den Jahren 1915 bis 1930. In Leinen M 4.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GRIECHISCHE HELDENSAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. Leinen M 5.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS OPFERTIER. Erzählungen. In Leinen M 5.—.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen. M 7.50.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

— ROSS UND REITER. Ihre Darstellung in der plastischen Kunst. In Gemeinschaft mit *Robert Diehl* herausgegeben von *Albrecht Schaeffer*. Mit 37 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.

SCHEFFLER, KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 100 Bildtafeln. 44. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Leinen M 11.—.

— HOLLAND. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 12.50.

— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 12.50.

— LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M 4.25.

— DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 70.—.

SCHNEIDER, EDUARD: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

SCHOPENHAUER: APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. In Leinen M 3.50.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: DER WANDERER UND DIE HEIMAT. In Leinen M 4.75.

— MITTE DES LEBENS. Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.—.

SCHULZE-MAIZIER, FRIEDRICH: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 10.—.

SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. In Leinen M 14.—.

SCHWARZ, HEINRICH: DAVID OCTAVIUS HILL (1802—1870). Der Meister der Photographie. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

SPUNDA, FRANZ: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

STEINDORFF, GEORG: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.

Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

STIFTER, ADALBERT: DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 7.—.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. In Leinen M 7.—; in Leder M 12.—.

— BUNTE STEINE. Erzählungen. In Leinen M 7.—.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 40.—.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. In Halbleinen M 4.75.

TAUSENDUNDEINE NACHT. DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.
Die Bände sind auch einzeln in Leinen je M 9.50; in Leder je M 15.— erhältlich.

TAUSEND UND EINE NACHT. DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einem Geleitwort von *Karl Straube.* Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 13.50.

TIMMERMANS, FELIX: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens.* 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE DELPHINE. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens.* 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Übertragen von *Anton Kippenberg.* 24. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos.* 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Übertragen von *Peter Mertens.* 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS SPIEL VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN. Nach der Weihnachtslegende von *Felix Timmermans* für die Bühne bearbeitet von *Eduard Veterman* und *Felix Timmermans.* Übertragen von *Anton Kippenberg.* 5. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

— PALLIETER. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos.* 92. Tausend. In Leinen M 2.50.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber.* In Leinen M 3.75.

TSUDZUMI, TSUNEYOSHI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut,* Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. In Leinen M 20.—.

VALÉRY, PAUL: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke.* In Halbleinen M 4.50. *Diese Übertragung ist das letzte Werk Rainer Maria Rilkes.*

— HERR TESTE. Übertragen von *Max Rychner.* In Halbleinen M 4.—.

VILLERS, ALEXANDER VON: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50.

WAGGERL, KARL HEINRICH: BROT. Roman. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

— SCHWERES BLUT. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Bildtafeln sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler.* In Halbleinen M 4.50; in Leder M 10.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

WOOLF, VIRGINIA: DIE FAHRT ZUM LEUCHTTURM. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.

— EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Roman. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 6.—.

— ORLANDO. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.

ZWEIG, STEFAN: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.50.

— DIE HEILUNG DURCH DEN GEIST (Mesmer — Mary Baker-Eddy — Sigmund Freud). 25. Tausend. In Leinen M 7.50.

— MARC ELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.—.

— DIE KETTE. Ein Novellenkreis. Drei Bände in Leinen M 15.—. Inhalt: Erstes Erlebnis — Amok — Verwirrung der Gefühle.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 46. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 90. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DREI DICHTER IHRES LEBENS (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. Endgültige Ausgabe. 28. Tausend. In Leinen M 4.50.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 150. Tausend. In Leinen M 2.50.

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

Gesamtpreis der 13 Bände in Halbpergament M 54.—.

In einem großen Bogen umspannt der „Dom" acht Jahrhunderte deutscher Mystik von der Frühgotik bis zu der Romantik. Wie in den Domen aus Stein die Menschen ihre Herzen Gott entgegenheben, um sie mit seinem Licht zu erfüllen, so öffnen die Mystiker dieser Sammlung die Fenster ihres Ich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der innig zu verschmelzen ihr Ziel und ihre Sehnsucht ist.

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbpergament M 5.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Joh. Bühler*. In Halbpergament M 5.—.



JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.

MEISTER ECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet von *Max Fischer*. In Halbpergament M 5.—.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbpergament M 5.—.

JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbpergament M 6.50.

THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.

JAN VAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND DIE KLEINEREN SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbpergament M 5.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbpergament M 5.—.

JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbpergament M 5.—.

EINE DEUTSCHE THEOLOGIE. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. In Halbpergament M 5.—.

MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Fr. Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.

DEUTSCHE MEISTER

Die Meister zu ehren, indem sie ihnen den gebührenden Ruhm wiedergibt, der durch Jahrhunderte verdunkelt gewesen; der Nation zu dienen, indem sie ihr das Erbe einer großen Vergangenheit wiederschenkt, die durch lange Zeit in Vergessenheit versunken gewesen, ist eine der würdigsten Aufgaben und der höchsten Pflichten deutscher Kunstgeschichtsschreibung. Dieser Aufgabe zu dienen, hat sich die Bücherreihe vorgesetzt, die den Titel trägt: „Deutsche Meister“.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken*. Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

WOLFGANG HUBER. Von *Martin Weinberger*. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

HANS MULTSCHER. Von *Curt Gerstenberg*. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

MICHAEL PACHER. Von *Johannes von Allesch*. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 16.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

INHALT

Seite

Kalendarium auf das Jahr 1933 5
Felix Timmermans: Der göttliche Kehrreim 11
Übertragen von Peter Mertens.
Egon Caesar Conte Corti: Eine raffinierte Spekulation 22
Prinz Pao Yü 29
Aus dem Chinesischen von Franz Kuhn.
Mahatma Gandhi: Über das Heimatland 35
Rainer Maria Rilke: Von der Landschaft 40
Aldous Huxley: Katzenpredigt 46
Übertragen von Herberth E. Herlitschka.
Karl Scheffler: Die Zukunft der Großstädte 55
Max Mell: Malerlegende 67
Auguste Rodin: Testament 75
Hans Carossa: Die Bekehrung der Mutter. Ein Erlebnis Dr. Gions 81
D. H. Lawrence: Die Apokalypse und das Christentum 88
Übertragen von Georg Goyert.
K. H. Waggerl: Ein Mann namens Adam 94
Rudolf Alexander Schröder: Die dritte Satire des Horaz 107
Otto Freiherr von Taube: Der Geisterblick 114
Martin Beheim-Schwarzbach: Sehnsucht nach einem Globus . . 131
Albrecht Schaeffer: Strophen aus einem Wort 137
Marcus Lauesen: Franziska 139
Stefan Zweig: Ein Kind wird verheiratet 153
Die beiden Königskinder. Aus dem Paderbornschen 166
Ernst Bertram: Blick vom Michaelsberg 169
Hugo von Hofmannsthal: Zu einer Gedächtnisfeier für Goethe am Burgtheater 1899 180

Bücher aus dem Insel-Verlag 183

DIE BILDER

Seite

Der heilige Franziskus. Zeichnung. *Von Wolfgang Huber* 17

Im Spielsaal von Homburg 25
Aus Corti: Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.

Zeichnung von Felix Timmermans 49
Aus Ernest Claes: Hannes Raps.

Kopf eines Bürgers von Calais. *Von Auguste Rodin* 81
Aus Rainer Maria Rilke: Auguste Rodin.

Kuhschelle. *Scherenschnitt von K. H. Waggerl* 95
Aus K. H. Waggerl: Das Wiesenbuch.

Marie Antoinette am Clavecin. *Von François Hubert Drouais* ... 161

Marie Antoinette auf dem Wege zum Schafott. *Von Louis David* 165
Aus Stefan Zweig: Marie Antoinette.

Kalendarium und Umschlag zeichnete Marcus Behmer.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Die M 2.50-Bücher (in Leinen gebunden)

LEONHARD FRANK
DIE RÄUBERBANDE
ROMAN

MAXIM GORKI
ERZÄHLUNGEN
EINGELEITET VON STEFAN ZWEIG

RICARDA HUCH
DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND
GEKÜRZTE AUSGABE

FELIX TIMMERMANS
PALLIETER
ROMAN

STEFAN ZWEIG
AMOK
NOVELLEN EINER LEIDENSCHAFT

*

Die M 4.50-Bücher (in Leinen gebunden)

GOETHE UND SEINE WELT
IN 580 BILDERN
UNTER MITWIRKUNG VON ERNST BEUTLER
HERAUSGEGEBEN VON HANS WAHL UND ANTON KIPPENBERG

GUSTAV SCHWAB
SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS
NEUE VOLLSTÄNDIGE AUSGABE MIT 96 BILDERN
NACH FLAXMAN (1120 SEITEN)

TAUSENDUNDEINE NACHT
DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN
AUS TAUSENDUNDEINER NACHT
WOHLFEILE AUSGABE IN EINEM BANDE

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG


Stanford University Libraries
3 6105 010 671 431



